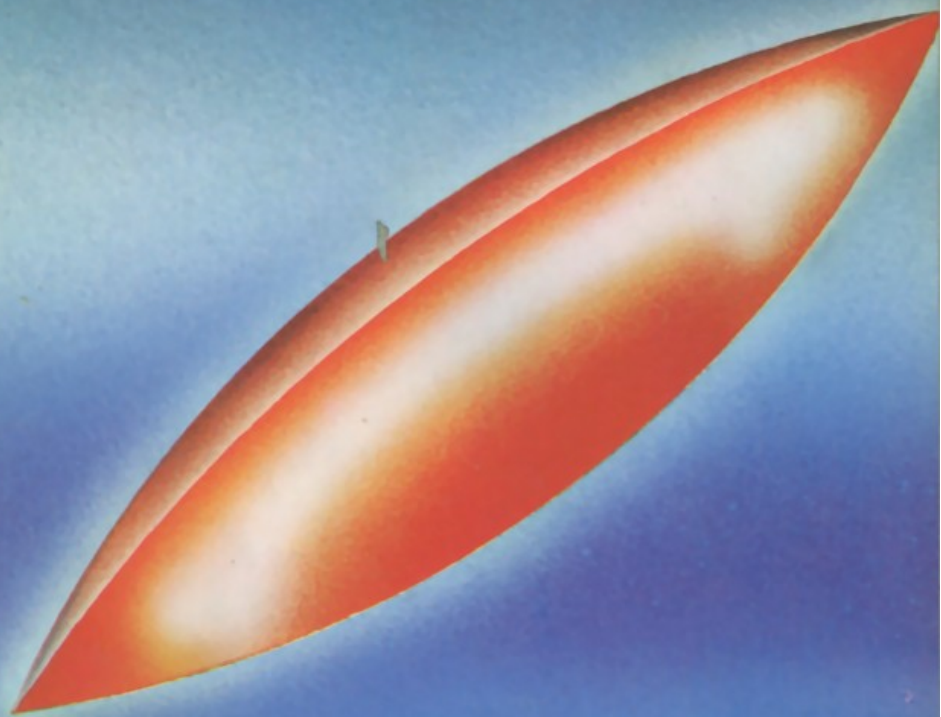


**DARREL T. LANGART**

**Die fremde Macht**



**G**

Science Fiction

**Goldmanns WELTRAUM Taschenbücher**

Über diesen Roman:

Immer wieder stellen Science-Fiction-Autoren, aber auch Wissenschaftler und Techniker, die Fragen: Gibt es intelligentes Leben auf anderen Planeten? Wie würde eine Begegnung des Menschen mit außerirdischen Lebewesen verlaufen? Welche Umwälzungen und Anstrengungen ein solches erdfremdes Wesen, dessen Gedankengänge und Verhaltensweise dem Menschen völlig unverständlich sein müßten, auf der Erde hervorrufen würde, zeigt hier der amerikanische Autor Darrel T. Langart. Er schildert mit atemraubender Spannung eine Ausnahmesituation, in der der Mensch Bewährungsproben ausgesetzt wird, die in seiner Geschichte ohne Beispiel sind.

Goldmanns WELTRAUM Taschenbücher  
im Urteil von Rundfunk und Presse:

»Die Welt von morgen zu zeigen, wie sie sein wird oder sein könnte — das ist die Aufgabe, die sich der Wilhelm Goldmann Verlag mit seinen WELTRAUM Taschenbüchern gestellt hat. Bisher liegen in dieser Reihe rund achtzig Titel vor. Es handelt sich also schon durch seinen Umfang um ein bedeutendes Programm ... So hat Science Fiction ihre unzweifelhafte Berechtigung in einer Zeit, die durch einen so schnellen Wechsel und ein zunehmendes Entwicklungstempo gekennzeichnet ist. Was heute geschieht, bestimmt die Ereignisse von morgen.«

Süddeutscher Rundfunk

»Autoren von wissenschaftlichem Rang gehören zu den Goldmann-Serien utopischer Romane ... Ein hochunterhaltsames Spiel von intellektueller Delikatesse!«

Nürnberger Nachrichten

»Diese Darstellungen der Zukunft basieren, selbst in den Nebensächlichkeiten, auf den sorgfältig beachteten Erkenntnissen der modernen Wissenschaft ... Das macht die mitreißende Dramatik und die ungewöhnliche Spannung dieser Bücher aus.«

Kölnische Rundschau

**Goldmanns WELTRAUM Taschenbücher**

DARREL T. LANGART  
Die fremde Macht



Dieses Buch wird unter der Bedingung verkauft, daß es ohne Zustimmung des Verlages gewerbsmäßig weder weiterverkauft noch vermietet oder auf ähnliche Weise genutzt wird. Die vom Verlag gewählte Ausstattung darf weder durch einen festen Einband noch einen besonderen Umschlag noch in sonstiger Weise verändert werden.

DARREL T. LANGART

# DIE FREMDE MACHT

Ein utopisch-technischer Roman



WILHELM GOLDMANN VERLAG  
MÜNCHEN

Ungekürzte Ausgabe • Made in Germany  
Veröffentlicht lt. Vereinbarung mit Scott Meredith, Literary  
Agency, Inc., 580 Fifth Avenue, New York 36, N. Y.  
© Copyright 1963 by Doubleday & Company Inc.  
Titel des amerikanischen Originals: Anything you can do...  
Scan by Brrazo 07/2006 Ins Deutsche übertragen von Tony  
Westermayr. Herausgegeben von Dr. Herbert W. Franke.  
Alle Rechte, auch die der foto-mechanischen Wiedergabe,  
vorbehalten. Jeder Nachdruck bedarf der Genehmigung des  
Verlages. Schutzumschlagentwurf von Eyke Volkmer. Druck:  
Presse-Druck- und Verlags-GmbH. Augsburg. WTB 077 • Su

Einem riesigen, rötlich-silbernen Fisch gleich strebte das Schiff durch die ewige Nacht. Nicht schwimmend; der Fischform fehlten Flossen und Schwanz. Es war, als erwarte es lauend das plötzliche Auftauchen eines Exemplars minderer Größe, um sich darauf stürzen, um töten zu können.

Aber noch bewegte es sich summend durchs Dunkel.

Nur ein Wesen, dem solche Erscheinungen mehr als vertraut waren, hätte erkennen können, daß der Fisch dem Tode nahe war.

In der äußeren Form glich das Schiff einer schmalen Flunder – es war lang, spitz zulaufend und von ovalem Querschnitt –, aber es zeigte nicht ein einziges Merkmal, das man bei einem lebenden Wesen oder einem Raumschiff erwartet hätte. Mit einer einzigen Ausnahme war das glatte, rötlichsilberne Äußere nackt und ungebrochen.

Diese einzige Ausnahme war eine lange, schwärzlich-purpurne grobkörnige Verfärbung, die sich an der einen Seite des Schiffes beinahe über die Hälfte der siebzehn Meter Länge erstreckte. Nur dieses Zeichen verriet, daß das Schiff dem Untergang geweiht war.

Im Innern des Schiffes wußte der Neip nichts von der Verfärbung. Sie wäre ihm auch gleichgültig gewesen. Hätte er darüber nachgedacht, wäre ihm die Brennstelle nicht entgangen, aber er hatte andere Sorgen.

Das Schiff summete seine Todesmelodie.

Der dem Schiff im Innern zugefügte Schaden übertraf an Gefährlichkeit die Sengspur an der Außenwand des

Rumpfes bei weitem. Nur mit ihm beschäftigten sich die Gedanken des Neip, denn sein Leben hing an einem seidenen Faden.

Er hatte natürlich nicht die Absicht, schon das Zeitliche zu segnen. Nicht hier. Nicht so weit, so entsetzlich weit von seiner eigenen Art entfernt. Nicht hier, wo sein Tod so unschicklich sein würde.

Er betrachtete die Scheibe der gelblich-weißen Sonne und wunderte sich, daß ein derart stabiler, nicht mehr aktiver Stern Plasma von solch gigantischer Energiewirkung ausstoßen konnte. Eine Laune der Natur, weiter nichts. Sonnen wie diese waren gewöhnlich nicht in der Lage, solche energiereiche Wirbel magnetohydrodynamischer Kraft zu erzeugen.

Trotzdem, er war entstanden, und das Schiff hatte eine Berührung bei hoher Beschleunigung nicht vermeiden können. Zum Glück hatte es den Rand der wirbelnden Wolken nur gestreift – sonst wäre es in weißglühendem Aufzucken verschwunden. Aber die Folgen erwiesen sich als schwerwiegend genug. Die Energieerzeuger, die das Schiff mit Überlichtgeschwindigkeit durch die Tiefen des interstellaren Raums trieben, waren so schwer beschädigt, daß sie nur noch für kurze Antriebsstöße in Betrieb genommen werden konnten; jeder Stoß brachte sie dem Fusionspunkt näher. Selbst abgeschaltet verströmten sie ihre Energie in heulenden Vibrationen, der die Nervenkraft eines menschlichen Wesens nicht lange standgehalten hätte.

Der Neip hatte das Summen der Motoren gehört, die wahre Ursache erkannt; begriffen, daß er nichts dagegen

tun konnte, und das Problem aus seinem Denken verbannt.

Die meisten Instrumente waren ausgefallen; der Neip vermochte nicht einmal zu entscheiden, ob er sein Raumfahrzeug noch landen konnte. Jeder Versuch, den Kommunikator in Betrieb zu setzen, um den Heimatplaneten zu verständigen, hätte sein Schiff zu Atomen zerblasen.

Der Neip wollte nicht sterben, aber wenn es doch sein mußte, dann nicht aus Dummheit.

Von den äußersten Raumgebieten des Planetensystems dieser Sonne bis hierher zu gelangen, hatte sehr viel Zeit erfordert, aber es wäre Wahnsinn gewesen, den Antrieb mehr als unbedingt nötig zu belasten.

Dem Neip fehlte die Kameradschaft seines Bruders, auf die er sich so lange hatte verlassen dürfen; seine Hilfe wäre jetzt von unschätzbarem Wert gewesen. Aber es hatte keine Alternative gegeben. Mit den vorhandenen Vorräten hätten keinesfalls zwei Personen den langsamen, endlosen Sturz zur fernen Sonne überlebt. Der Neip, dem zuerst diese Erkenntnis aufgegangen war, hatte aus Barmherzigkeit und Mitleid seinen Bruder getötet. Nachdem er ihn mit allem schuldigen Respekt beseitigt hatte, begann das lange, endlose Warten.

Wesen anderer Art hätten das Unglück verflucht, dem das Schiff zum Opfer gefallen war, oder die Notwendigkeit bedauert, daß einer von ihnen sterben mußte, aber der Neip tat keines von beiden; die erste Reaktion wäre ihm albern, die zweite unbegreiflich erschienen.

Nun jedoch, seit das Schiff der gelblich-weißen Sonne immer näher kam, begann er sich um sein Schicksal zu

sorgen. Eine Weile hatte es beinahe so ausgesehen, als würde er lange genug überleben können, um einen Kommunikator zu bauen; die Instrumente hatten ihm und seinem Bruder bereits gezeigt, daß das vor ihnen liegende System von Wesen mit Denkfähigkeit, wenn nicht gar mit echter Intelligenz bewohnt war; er durfte also damit rechnen, daß sie ihm die benötigten Geräte geben würden. Inzwischen sah es jedoch so aus, als würde das Schiff eine Landung nicht überstehen; es hatte bereits einem Gasriesen ausweichen müssen, dessen Einwirkung die Antriebsanlagen ernstlich bedroht hatte.

Er wollte nicht im Weltraum sterben – zumindest gedachte er selbst im Tod noch einen Planeten zu erreichen, dessen Bewohner Mitgefühl und Weisheit genug besaßen, um seiner Leiche die angemessenen und schicklichen Riten angedeihen zu lassen. Der Gedanke, sich minderwertigen Wesen auszuliefern, rief Ekel in ihm hervor, aber es war besser, Einzellern und Parasiten als Nahrung zu dienen, statt zu verfaulen oder gar im Weltraum dahinzuschwinden.

Selbst solche Gedanken beschäftigten ihn nicht allzu häufig oder über längere Zeit. Weitaus besser als derartige Überlegungen waren Gedanken, die sich mit der Planung des Überlebens befaßten.

Die Umlaufbahnen der Gasriesen waren endlich überschritten, und der Neip fiel durch den Asteroidengürtel hinab, ohne sich einem der größeren Brocken aus Gestein und Metall zu nähern. Die noch zusammen mit seinem Bruder gefällte Entscheidung, in dieses System entlang der Ebene der Umlaufbahnen einzufliegen, erwies sich

als nicht ganz segensreich. Beim Einflug in einem anderen Winkel hätte das Schiff zwar die Begegnung mit allen Hindernissen – von Planetengröße an abwärts – vermeiden können, gleichzeitig wäre aber auch die Chance, einen geeigneten Planeten zu finden, verringert worden, wenn man sich nicht auf die bereits erheblich geschwächten Generatoren verlassen wollte. Der Neip hatte allerdings insofern Glück gehabt, als er das Schwerfeld des Gasriesen dazu benützen konnte, sein Schiff genau zu jener Stelle zu steuern, an der sich der dritte Planet befinden mußte, sobald das Schiff die dritte Umlaufbahn erreichte. Überdies würde dieser Planet vor dem Flugvektor des Schiffes zurückweichen und damit auch die Beschleunigungsdifferenz beträchtlich vermindern.

Eine Zeitlang hatte der Neip mit der Idee gespielt, die von der hier ansässigen Lebensform im Asteroidengürtel errichteten Schürfstationen als Ausgangspunkt für seine eigenen Unternehmungen zu benutzen, aber er entschied sich dann doch dagegen. Auf einem Planeten durfte er zweifellos mit weit größerer Bewegungsfreiheit rechnen als im Gürtel.

Er hätte es an sich vorgezogen, den vierten Planeten als Stützpunkt zu benutzen. Ogleich er wesentlich kleiner war, zeigte er dasselbe rötlich-trockene Aussehen wie sein Heimatplanet, während der dritte Planet zu drei Vierteln von Wasser bedeckt war. Aber zwei Faktoren sprachen so deutlich gegen diese Wahl, daß sie auschied. Zum ersten fand der weitaus größte Teil des hiesigen Handelsverkehrs zwischen den Asteroiden und dem dritten Planeten statt. Zweitens – und das war noch wich-

tiger – befand sich der vierte Planet in seiner Umlaufbahn an einer Stelle, die zu erreichen so viel Energie erfordert hätte, daß das Schiff dabei mit Sicherheit zerstört worden wäre.

Nur die dritte Welt kam also in Frage.

Während das Schiff in das Innere des Systems stürzte, beobachtete der Neip seine völlig unzureichenden Instrumente und bemühte sich, jenes Schiff zu überprüfen, das die hier ansässige Lebensform dazu benützte, sich durch den Weltraum zu bewegen. Er wünschte jetzt nicht, entdeckt zu werden, und obgleich vieles dagegen sprach, daß diese Wesen über hochentwickelte Instrumente zur Ortung seines eigenen Raumfahrzeugs verfügten, bestand immer die Möglichkeit, daß er auf optischem Wege aufgespürt wurde.

Er hockte also in seinem Schiff, ein Wesen von etwa eineinhalb Metern Länge, einem Durchmesser von nicht ganz 45 Zentimetern, mit acht gelenkigen, paarweise an seinem Körper angebrachten Gliedern, von denen jedes in einem fünffingrigen Manipulationsorgan auslief, das sowohl als Hand wie auch als Fuß gebraucht werden konnte. Sein langer, in einer Schnauze spitz zulaufender Schädel war mit zwei violetten Augenpaaren versehen, die unablässig die Skalen und Bildschirme der wenigen noch funktionierenden Instrumente beobachteten.

Und er wartete, während das Schiff der Begegnung mit dem dritten Planeten entgegenraste.

Wang Kulitschenko zog den Kragen seines Uniformmantels enger um die Ohren, schob Helm und Gesichtsmaske ein wenig tiefer. Es war zwar erst Anfang Oktober, aber hier auf der Tundra wartete der Morgenwind schon zu dieser Jahreszeit mit beißender Kälte auf. Binnen einer Woche würde er mit Hilfe des Kleingenerators auf seinem Pferd Kleidung und Pferdedecken elektrisch heizen müssen, aber noch war es nicht soweit. Er lächelte schwach, wie immer, wenn er an die Bemerkungen seines Großvaters über diesen ›neumodischen Quatsch‹ dachte.

»Deine Vorfahren, lieber Enkel«, pflegte er zu sagen, »haben die Tundra erobert und sie Tausende von Jahren hindurch bewohnt, ohne auf diese weibischen Hilfsmittel angewiesen zu sein. Gibt es denn keine Männer mehr? Will sich niemand mehr ohne diese Apparaturen der Natur stellen?«

Aber Wang Kulitschenko stellte immer wieder fest, wenn er auch aus Höflichkeit nicht davon sprach, daß der Alte die elektrisch erzeugte Wärme im Haus durchaus schätzte, sobald die Tage kürzer wurden und der Schnee wie feiner weißer Sand übers Land fegte. Großvater beschwerte sich auch niemals über Licht, Fernsehen oder heißes Wasser; gelegentlich murrte er allerdings, daß die Anlagen alt und überholt seien, wogegen man im Versandhauskatalog finden könne, daß in Wladiwostok wesentlich bessere Modelle zur Verfügung stünden.

Wang pflegte den alten Mann sanft darauf hinzuweisen, daß ein Papierwald-Förster nur Anspruch auf ein ganz bestimmtes Gehalt habe, daß man also lange sparen müsse, bis solche Dinge erschwinglich würden. Er machte den Alten aber nie darauf aufmerksam, daß er, Wang, seine Befugnisse eigentlich überschritt, indem er seinen Großvater als Gehilfen auf der Lohnliste führte.

Wang Kulitschenko tätschelte seine Stute und trieb sie ein bißchen an. Er mußte eine bestimmte Gegend abreiten und wollte zwar sehr pflichteifrig, aber auch bald wieder zu Hause sein.

Rings um ihn reckte der regelmäßig gepflanzte Wald aus Papierbäumen knorrige, fremdartige Äste in den Himmel, den schwachen Strahlen der Sonne entgegen. Sooft Wang an die Bemerkungen seines Großvaters über die Vorfahren dachte, fragte er sich auch, was diese Vorfahren von einem Wald in dieser Gegend gehalten hätten, wo nie zuvor ein Wald gewesen war.

Man nannte sie Papierbäume, weil sie ausschließlich zur Papierherstellung dienten – als Nutzholz konnte man sie nicht verwenden –, aber in Wirklichkeit waren es keine Bäume, und die chemischen Stoffe, die man ihnen bei der Verarbeitung entzog, besaßen einen viel größeren Wert als die breiige Holzfasermasse.

Sie waren Mutationszüchtungen einer kleineren, in den gemäßigeren Gebieten des Mars entdeckten Pflanze, die man genetisch derart umgestaltet hatte, daß sie in der sibirischen Tundra gedieh, wo die Umweltbedingungen denen ihrer Heimat nicht nur ähnlich, sondern sogar überlegen waren. Sie sahen aus, als habe sich jemand

bemüht, den Josuabaum mit der Zypresse zu kreuzen, und das Endprodukt noch dazu bringen können, anstelle von Blättern Gras hervorsprossen zu lassen. Die Photosynthese dieser grasähnlichen Halme beruhte auf einer eisenhaltigen, mehr dem Hämoglobin als dem Chlorophyll verwandten Verbindung, die nicht blattgrün, sondern eine rostrote Farbe erzeugte.

In der Ferne hörte Wang das Heulen des Windes; automatisch wickelte er sich etwas fester in den Mantel, obwohl in seiner Nähe die Windgeschwindigkeit nicht zugenommen hatte.

Erst als das Heulen an Lautstärke immer mehr zunahm, begriff er, daß der Wind damit nichts zu tun hatte.

Er wandte sich dem Geräusch zu und hob den Kopf. Eine Minute lang beobachtete er den Himmel, aber zunächst konnte er nichts erkennen. Dann entdeckte er die Spur einer Bewegung, ein am grauen, wolkenbetupften Himmel kaum auszumachendes Pünktchen.

Was war das? Ein defekter Lufttransporter? Im Bereich weniger hundert Kilometer um diese Stelle gab es zwei Transpolar-Routen, aber die Motoren der Flugzeuge, die ihm bekannt waren, klangen anders. Normalerweise flogen die Maschinen so hoch, daß sie weder zu sehen noch zu hören waren. Der Flugkörper mußte also in Schwierigkeiten sein.

Ohne den Blick von dem dahingleitenden Punkt zu nehmen, griff er in die Satteltasche und holte das Funktelefon hervor. Er preßte es ans Ohr und drückte in kurzen Abständen auf die Ruftaste.

*Großvater!* dachte er mit wachsender Gereiztheit, als

die Sekunden vergingen. *Wach doch auf! Komm schon, alter Knabe, es ist eilig!*

Gleichzeitig sah er auf den Armbandkompaß und schätzte die Flugrichtung des Punktes sowie seine Richtung im Verhältnis zu ihm. Wenn die Maschine abstürzen sollte, konnte er den Flugbehörden zumindest einige Hinweise geben. Er hätte gerne Höhe und Geschwindigkeit der Maschine gemessen, aber dafür war er nicht ausgerüstet.

»Ja? Ja?« tönte eine mürrische Stimme aus dem kleinen Lautsprecher.

Wang gab alles, was er über die Flugmaschine wußte, hastig an seinen Großvater weiter. Inzwischen war das Heulen zu einem schrillen Brausen angeschwollen, und das fliegende Pünktchen entpuppte sich als rötlich-silberner Fischleib.

»Ich glaube, daß die Maschine hier ganz in der Nähe niedergehen wird«, meinte Wang abschließend. »Du verständigt die Behörden. Ich will erst sehen, ob ich hier von Nutzen sein kann. Ich rufe später zurück.«

»Wie du meinst«, sagte der Alte aufgeregt und schaltete ab.

Wang war sich inzwischen darüber klargeworden, daß es sich bei dem fliegenden Objekt um ein Raumschiff und nicht um ein Flugzeug handelte. Er konnte es jetzt bereits deutlich ausmachen. Ein Raumfahrzeug hatte er in Wirklichkeit zwar noch nicht gesehen, aber im Fernsehen wurden sie so oft gezeigt, daß man sich ein Bild davon machen konnte, wie sie aussahen. Dieses Schiff dort oben glich allerdings den üblichen Typen nicht im ge-

ringsten; es verhielt sich auch völlig anders, aber mit einem Flugzeug hatte es noch weniger gemein, und Wang begriff immerhin, daß er nicht alle Raumschiffmodelle kennen konnte, die gebaut wurden.

In der Form glich das Schiff eher den alten Raketen, die vor über einem Jahrhundert die ersten Vorstöße in den Weltraum unternommen hatten, als den massigen Ovoiden, die er gewohnt war. Aber von Düsenkammern war nichts zu sehen, obwohl das Schiff immer langsamer wurde. Es mußte also über einen Trägheitsantrieb verfügen.

Es kam jetzt schon ziemlich tief heran, nördlich Wangs Position, mit Flugrichtung Osten. Er trieb die Stufe an, um mit dem Schiff Schritt zu halten, obwohl dessen Geschwindigkeit immer noch mindestens siebenhundert Kilometer pro Stunde betrug. Trotzdem wurde es von Augenblick zu Augenblick langsamer. Vielleicht...

Er galoppierte weiter.

Das seltsame Schiff glitt in der Ferne über den Baumwipfeln dahin und war plötzlich verschwunden. Ein donnerndes Krachen, zerreißendes, ächzendes Holz, dann Knirschen und Poltern.

Ein paar Sekunden blieb es still. Dann wurde ein sanftes Brausen hörbar, als beginne in einem riesigen, aber weit entfernten Samowar das Wasser zu kochen. Es schien nicht aufhören zu wollen.

Und am Horizont begann es bläulich, pulsierend aufzuglühen.

*Radioaktivität?* fragte sich Wang. Es gab doch heutzutage sicherlich kein atomgetriebenes Raumschiff ohne

Sicherheits-Sperrvorrichtungen. Immerhin bestand stets die Möglichkeit, daß auch diese Einrichtungen einmal versagten.

Er nahm sein Funktelefon aus der Tasche und drückte wieder auf die Ruf taste.

Diesmal brauchte er nicht zu warten. »Ja?«

»Was zeigen denn jetzt unsere Strahlenmeßgeräte an, Großvater?«

»Einen Augenblick, ich sehe nach.« Es blieb einige Zeit still. Dann: »Nichts Ungewöhnliches, Wang. Warum?«

Wang berichtete. »Hast du die Lufttransportbehörden verständigt?« fragte er schließlich.

»Ja. Keine Maschine ist als vermißt gemeldet, aber man erkundigt sich bei den Raumflughäfen. So, wie du das Objekt beschreibst, kann es sich nur um irgendein Raumschiff handeln.«

»Eben. Ich hätte trotzdem gerne ein Strahlenmeßgerät hier. Ich möchte wissen, ob das Schiff verseucht ist oder nicht. Es kann höchstens drei, vier Kilometer entfernt sein, und wenn es sich bei diesem bläulichen Glühen um Strahlungsionisation handelt, bin ich für mein Gefühl ein bißchen zu nahe dran.«

»Ich nehme doch an, daß eine derart starke Strahlungsquelle unseren Meßgeräten nicht entgehen würde, Wang«, meinte der Alte trocken. »Aber du hast natürlich recht. Es ist gewiß nicht der Gipfel der Weisheit, zu nahe heranzureiten.«

»Mach' dir keine Sorgen, Großvater«, erwiderte Wang. »Ich halte respektvollen Abstand. Du solltest in-

zwischen bei der Brandbekämpfungszentrale anrufen. Soweit ich das bis jetzt beurteilen kann, wird es einen Riesenbrand geben, wenn sie nicht schnell mit ihren Geräten anrücken.«

»Wird gemacht«, sagte sein Großvater.

Das bläuliche Glühen am Himmel war inzwischen erloschen, und auch das Brausen wurde leiser. Seltsamerweise zeigte sich auch nicht viel Rauch. Eine kleine Wolke grauen Wasserdampfs stieg von der Stelle hoch, wo das Glühen zu beobachten gewesen war, aber sie zerteilte sich rasch durch den kalten Wind. Offensichtlich würde kein Waldbrand entstehen. Nach mehrminütiger Beobachtung war Wang davon sogar überzeugt. Sehr viel Hitze konnte bei der Explosion nicht freigesetzt worden sein – wenn man überhaupt von einer Explosion sprechen durfte.

Dann sah Wang, daß sich zwischen ihm und der Absturzstelle unter den Bäumen etwas bewegte. Er konnte dort im Halbdunkel der herabhängenden, roten Stränge nicht genau erkennen, was es war, aber es sah so aus, als krieche dort jemand.

»Hallo, da drüben!« rief Wang. »Sind Sie verletzt?«

Keine Antwort. Vielleicht verstand der andere nicht Russisch. Wangs Englisch war nicht überragend, aber er wiederholte den Anruf in dieser Sprache.

Er bekam auch jetzt keine Antwort. Zu sehen war ebenfalls nichts mehr.

Dann fiel ihm ein, daß dort kein Mensch entlanggekrochen sein konnte. Niemand wäre seit dem Aufprall fähig gewesen, die Entfernung zwischen dem Schiff und

Wang im Lauf zurückzulegen, geschweige denn kriechend.

Er runzelte die Stirn. Ein Wolf also? Sie waren nicht mehr sehr verbreitet, aber vereinzelte Exemplare streiften noch durchs Land.

Er zog die schwere Pistole aus dem Halfter.

Als der Lauf aus der Lederumhüllung glitt, sah Wang als erster Mensch den Neip von Angesicht zu Angesicht.

Für den Bruchteil einer Sekunde erstarrte Wang Kulitschenko, als der Neip hinter einem fünf Meter entfernten Baum hervorkam und ihn jene vier violetten Augen grimmig anstarrten. Dann riß er die Pistole hoch.

Er kam zu spät. Seine Reflexe waren unerträglich langsam. Der Neip überbrückte die Entfernung zu Wang mit einem Sprung, der jeden Leoparden beschämt hätte. Zwei Hände schlugen die Waffe mit einer Gewalt beiseite, daß Wangs Handgelenk brach, während andere Hände gegen den menschlichen Schädel prallten.

Wang Kulitschenko fand keine Zeit mehr, überrascht zu sein, bevor er starb.

Der Neip blieb eine Weile ruhig stehen und betrachtete das Wesen, das er getötet hatte. Seine Mägen verkrampften sich vor Ekel. Er ignorierte die verklingenden Hufschläge des Sklaven-Tiers, von dem er das Wesen heruntergestürzt hatte, das jetzt mit zerschmettertem Schädel am Boden lag. Das Sklaven-Tier war intelligenzlos und unwichtig.

Dies hier vor ihm war intelligent – war es gewesen.

Aber so langsam! So unglaublich langsam! Und so schwach und weich!

Es schien kaum glaubhaft, daß ein derart schlecht ausgerüstetes Wesen sich lange genug am Leben hatte halten können, um auf irgendeinem Planeten die beherrschende Lebensform zu werden.

Vielleicht war das aber gar nicht die beherrschende Art. Vielleicht stellte es nur eine höhere Form von Sklaven-Tier dar. Er mußte weitere Nachforschungen anstellen.

Er hob die Waffe auf, die das Wesen bei sich getragen hatte und studierte sie sorgfältig. Der Mechanismus war ihm unbekannt, aber ein Blick auf die Mündung verriet ihm, daß es sich um eine Projektilwaffe handeln mußte. Die spiralförmigen Bohrungen im Lauf sollten das Projektil offensichtlich um seine Längsachse rotieren lassen und ihm damit Stabilität im Flug verleihen.

Er warf die Waffe weg. Als er das tote Wesen wieder betrachtete, entbehrten seine Gedanken nicht ganz des

Mitleids. Es mußte sicherlich geglaubt haben, einem wilden Tier gegenüberzustehen, dachte der Neip. Keinesfalls würde ein Wesen zum Gebrauch gegen Angehörige seiner eigenen oder einer anderen intelligenten Art Waffen führen.

Er untersuchte die übrige Ausrüstung des Wesens. Viel ließ sich daraus nicht entnehmen. Das Material, in das es sich gewickelt hatte, war grob, aber mit Geschick zusammengefügt, und sein Vorhandensein bewies, daß das Wesen eines Schutzes gegen die Temperatur bedurfte. Der Stoff schien wärmespeichernd zu wirken. Anscheinend war das Wesen ein wärmeres Klima gewohnt. Diese Erkenntnis bestätigte die aus dem Weltraum gemachte Beobachtung, daß sich die Massierungszentren der Bevölkerung in südlicher gelegenen Gebieten befanden. Die Achsneigung dieses Planeten mußte einen zyklischen Wetterablauf hervorrufen, aber es hatte den Anschein, als blieben die Polargebiete auch bei Maximalstrahlung des örtlichen Sterns ziemlich kalt.

Er sah jetzt ein, daß es doch besser gewesen wäre, das Sklaven-Tier aufzuhalten. Das Tier hatte auf dem Rücken weitere Ausrüstungsgegenstände getragen, aus denen er zusätzliche Informationen über den Zivilisationsstand des toten Wesens hätte ziehen können. Zu ändern war das aber nicht mehr, also ließ er den Gedanken fallen.

Die nächste Frage war: Was sollte er mit der Leiche tun?

Mußte er sie im schicklichen Rahmen beseitigen, wie das bei einem besiegten Gegner vorgeschrieben war?

Eine andere Möglichkeit schien es nicht zu geben,

aber trotzdem rebellierte seine Mägen allein bei dem Gedanken daran. Immerhin war es ja nicht so, als sei dieses Ding ein richtiges Wesen. Es war erstaunlich, daß er eine andere intelligente Rasse gefunden hatte, obgleich theoretisch die Existenz einer solchen vorausgesetzt worden war. Allerdings gab es gewisse Voraussetzungen, die solche Wesen zu erfüllen hatten.

Sie mußten Manipulationsorgane besitzen, wie dieses Wesen tatsächlich hatte – sie glichen den seinen in vieler Beziehung. Aber es waren nur zwei Stück, woraus sich schließen ließ, daß es dem Wesen an Gewandtheit mangelte. Die zum Gehen bestimmten Glieder waren in Schutzkleidung von solcher Steifheit eingehüllt, daß sie zu Manipulationen ungeeignet erschienen.

Er zog einen der Stiefel herunter und betrachtete den entblößten Fuß. Der Daumen stand nicht in Opposition. Offensichtlich ließ sich mit einem Organ dieser Art nicht viel ausrichten.

Er zwängte die zur Nahrungsaufnahme bestimmte Öffnung auf und besichtigte sie mit großer Sorgfalt. Ah! Das Wesen war, nach seinen Zähnen zu schließen, ein Allesfresser. Es gab sowohl Reiß- als auch Mahlzähne. Das war immerhin ein Hinweis auf Intelligenz, da es zeigte, daß das Wesen eines gebildeten Verhaltens fähig war. Als entscheidenden Beweis durfte man das allerdings nicht ansehen.

Wenn diese Wesen tatsächlich intelligent waren, mußte er unter allen Umständen zeigen, daß auch er zivilisiert und ein Gentleman war. Andererseits ließen die Langsamkeit und Schwäche dieses Exemplars vermuten, daß

die Art auf niedrigerer Stufe als der Neip stand, wodurch das Problem noch undurchsichtiger wurde.

Diese Überlegungen erwiesen sich jedoch zunächst als überflüssig, da ihm eine Entscheidung durch die Ereignisse abgenommen wurde.

Nur wenige Meter entfernt ließ sich am Boden ein Geräusch vernehmen, ein drängendes Summen. Vorsichtig näherte sich der Neip dem Gegenstand.

*Ssssssss! Ssss – Ssss! Sss – Sss – Ssssssss!*

Es handelte sich um ein Instrument. Er erkannte es als jenes Gerät, in welches das jetzt tote Wesen gesprochen hatte, während er, im Unterholz verborgen, Ausschau hielt und sich überlegte, ob er herauskommen sollte oder nicht. Das Gerät war offensichtlich eine Art Kommunikator, und am anderen Ende schien jemand zu rufen.

Wurde keine Antwort gegeben, so mußte der Anrufer zu dem Schluß kommen, daß hier etwas Außergewöhnliches geschehen war. Und natürlich gab es keine Möglichkeit, eine Antwort vorzutauschen.

Die Leiche mußte demzufolge hier zurückbleiben, bis sie von ihren Artgenossen gefunden wurde. Zweifellos würden sie sich auf schickliche Weise damit befassen.

Er mußte sofort das Weite suchen. Für ihn ergab sich die Notwendigkeit, eines der Produktions- oder Versorgungs-Zentren zu finden, und er mußte es alleine schaffen, nur mit der Ausrüstung, die er bei sich trug. Die völlige Zerstörung des Schiffes erschwerte diese Aufgabe.

Er setzte sich in Bewegung, wobei er den schützenden Bereich der Bäume nicht verließ. Er wußte nicht, ob die Nachforschenden durch die Luft oder auf den Sklaven-

Tieren herankommen würden. Risiken durfte er jetzt auf keinen Fall eingehen.

Sein Gewissen machte ihm immer noch zu schaffen. Es war alles andere denn zivilisiert, eine Leiche auf diese Art minderen Tieren oder Einzellern zu überlassen. Für was für ein Ungeheuer würde man ihn halten?

Trotzdem, es ließ sich nicht ändern. Wenn man ihn einfing, mochte es sein, daß man ihn für ein Tier niederen Ranges hielt und einfach niederschoß. Eine solche Belastung wollte er ihnen ersparen. Er zog weiter.

Government City stellte in mancher Beziehung ein Paradox dar. Es war, an der Bevölkerung gemessen, die größte jemals auf Erden erbaute Hauptstadt, und doch, ebenfalls wieder auf die Bevölkerungszahl bezogen, auch nicht annähernd so groß wie Tokio oder London. Die Auflösung dieses Widerspruchs lag in der Entdeckung, daß der Ausdruck ›Bevölkerung‹ in unterschiedlichem Sinn gebraucht wurde. Wenn man bei der Erwähnung Tokios oder Londons den Ausdruck ›Bevölkerung‹ ausschließlich auf diejenigen bezieht, die aktiv an den verschiedenen Phasen der tatsächlichen Regierungsarbeit teilnehmen – wie das bei der Nennung von Government City der Fall ist –, löst sich das scheinbare Paradox von selbst auf. Erbaut auf den Ruinenschlacken Manhattan Islands, das vor nahezu hundert Jahren durch eine Sonnenbombe vernichtet worden war, umfaßte Government City bis auf fünf Quadratkilometer die gesamte Insel; die Bevölkerung bestand beinahe ausschließlich aus Männern und Frauen, die direkt oder indirekt an der Verwaltung und Regierung eines ganzen Planeten beteiligt waren. Es gab weder Einkaufszentren noch Vergnügungsviertel. Der kleine, dem persönlichen Gebrauch dienende Gleiter, etwa von der Größe des früheren Benzinautos, erlangte mit Hilfe seines Trägheitsantriebs die dreidimensionale Beweglichkeit eines Kolibris, so daß die Manhattan vom Festland trennenden Flüsse kein Hindernis darstellten. Die Einkaufs- und Vergnügungsstraßen

von Brooklyn, Queens und Jersey waren nur fünf Minuten entfernt, selbst beim dichtesten und trügsten Verkehr. Der eigene Gleiter, nicht das schwerfällige Flugzeug, hatte zusammen mit den Staatsgrenzen auch die Entfernungen aufgehoben.

Die Mehrzahl der von Regierungsbeamten bewohnten Häuser befand sich gleichfalls nicht auf der Insel, der Pendelverkehr verursachte jedoch keine große Fluktuation der Inselbevölkerung. Eine Stadt, die einen Planeten verwaltet, muß vierundzwanzig Stunden am Tag aktiv sein. Es gab also alle drei Stunden ›Stoßverkehr‹, wann immer die variablen Sechsstundenschichten abliefen.

Physikalisch drehte sich der Planet immer noch um die Sonne; politisch rotierte die Erde um Government City.

In einem der hochragenden Gebäude saß eine Gruppe von Männern in einem mittelgroßen Raum und beobachtete einen Bildschirm, der infolge der dreidimensionalen Wiedergabe und der Farbtreue der gezeigten Szene ein Fenster zu sein schien; nur der Blickwinkel widerlegte diese Annahme. Die Anwesenden starrten von einer scheinbaren Höhe von zwölf Metern auf eine Lichtung in einem Papierwald Sibiriens.

Nicht die Natur hatte diese Lichtung geschaffen. Die Bäume waren zerfetzt, entwurzelt und von einer langen, elliptisch geformten Stelle aus nach außen gedrückt. Die Mitte dieser Stelle war offensichtlich leer.

Einer der Männer, dessen Finger auf einer Tastatur in der Armlehne seines Sessels ruhten, sagte: »An dieser Stelle ist das Raumschiff abgestürzt. Wie die verhältnismäßig geringen Beschädigungen zeigen, bewegte es sich

kurz vor dem Aufprall mit geringer Geschwindigkeit. Aus den bescheidenen Informationen, die uns zur Verfügung stehen – vor allem beruhen sie auf einer kurzen Radaraufzeichnung, die dadurch entstand, daß das einfliegende Raumschiff für wenige Sekunden von den Instrumenten der Transpolar-Fluggesellschaft geortet wurde, als es eine ihrer Frachtumlaufbahnen kreuzte –, gelangen wir zu der Schätzung, daß das Raumfahrzeug eine Bremsverzögerung zwischen fünfzehn und siebzehn g erreichte. Der Grad der Beschleunigungsveränderung in  $\text{cm/sek}^3$  ist nicht bekannt, aber so gering, daß er außer acht gelassen werden kann.

Dieses Bild wurde von den Brandbekämpfungsfliegern aufgenommen, die auf den dringenden Anruf eines Gehilfen des für dieses Gebiet zuständigen Försters hin erschienen waren.«

»Es kam nicht zu einem Brand?« fragte einer der anderen Männer, nachdem er das Bild aus der Nähe betrachtet hatte.

»Nein«, erwiderte der Sprecher. »Wir können noch nicht sagen, was dem Schiff nun tatsächlich zugestoßen ist. Wir verfügen nur über ein paar Hinweise. Eine unserer Wetterstationen, die in einer Höhe von sechshundertvierzig Kilometern die Erde umkreist, fing einen gewaltigen Blitz harter ultravioletter Strahlung im Bereich des 3000-Angström-Bandes auf. Gleichzeitig muß auch Strahlung kürzerer Wellenlänge entstanden sein, die aber zum größten Teil von der Erdatmosphäre abgefiltert wurde.

Eine Aufzeichnung des Funktelefongesprächs zwi-

schen dem Förster und seinem Gehilfen liefert die einzige Beschreibung, die wir darüber hinaus noch haben. Der Förster berichtet von einem bläulichen Glühen über der Absturzstelle. Zum Teil mag das tatsächlich von dem – nun, nennen wir es zunächst einmal ›Brand‹, abgegebenen blauen Licht zurückzuführen sein. Zum andern beruhte das blaue Leuchten sicherlich aber auch auf der Luftionisation durch das harte Ultraviolett-Licht. Sehen Sie sich das nächste Bild an.«

Die Szene blieb dieselbe, aber eine deutliche Veränderung war nicht zu übersehen.

»Es ist drei Tage später aufgenommen. Sie werden bemerken, daß das normale Rostrot des Laubs in der Umgebung der Absturzstelle zu bräunlichem Purpur nachgedunkelt ist. Ein vom Mars stammender Papierbaum verfügt selbst in seiner mutierten Form über erhebliche Widerstandskraft gegen UV, da er sich in der dünnen Marsatmosphäre entwickelt hat, die ihn weit weniger vor ultravioletter Strahlung schützt, als das die Erdatmosphäre tut. Trotzdem haben diese Bäume schwere Sonnenbrände erlitten.«

»Und ohne Hitze«, meinte ein anderer. »Donnerwetter!«

»O doch, Hitze gab es auch, aber auch nicht annähernd in der zu erwartenden Stärke. Die nahestehenden Bäume waren sehr trocken, gleichsam gebacken, jedoch nur an der Oberfläche; die Temperatur scheint nicht über 150 Grad Celsius gestiegen zu sein.«

»Wie steht es mit Röntgenstrahlen?« erkundigte sich wieder ein anderer. »Hat man Strahlung im Bereich von

unter hundert Angström festgestellt?«

»Nein. Wenn überhaupt derart harte Strahlung aufgetreten ist, war jedenfalls kein Meßgerät nah genug, sie anzuzeigen. Wir bezweifeln offen gestanden, daß es sie gegeben hat.«

»Das ›Feuer‹, wenn Sie es so nennen wollen, muß ja die Gegend ganz schön verpestet haben«, sagte einer der Männer trocken.

»Das stimmt. Als die Brandbekämpfungsfieger eintrafen, waren immer noch Spuren von Ozon und verschiedener Oxyde des Stickstoffs in der Luft festzustellen. Der Wind blies in die dem Förster abgewandte Richtung, so daß er nichts davon bemerkte.«

»Und dieses – dieses ›Feuer‹ – zerstörte das Raumschiff völlig?«

»Beinahe. Ein paar Metallklumpen blieben zurück, aber wir konnten bisher nichts damit anfangen. Einige davon sind stark zusammengeschmolzen; der Schaden scheint aber schon vor der Bruchlandung eingetreten zu sein. Auf jeden Fall erzeugte der Aufprall nicht so viel Hitze, daß es für diese Beschädigungen verantwortlich gemacht werden könnte.« Seine Hand glitt über die Tastatur, und die Szene wechselte.

»Dieses Bild ist vom Boden aus aufgenommen. Die Klumpen, die Sie sehen, sind die eben erwähnten Metallstücke. Sie erkennen die weiße, pulvrige Asche, die bei der Luftaufnahme den Eindruck eines hellen Flecks entstehen läßt. Offensichtlich ist das alles, was vom Rumpf und den Innenanlagen des Schiffes übrigblieb. Radioaktivität läßt sich dort nicht feststellen.

Verschiedenen Stellen entnommene Proben zeigen, daß die Asche aus Magnesium, Lithium und Beryllkarbonaten besteht.«

»Sie meinen nicht Oxyde?« fragte einer der anderen.

»Nein, ich meine Karbonate. Und einige Silikate. Wir nehmen an, daß die gefundene Asche nicht mehr als ein Zehntel der gesamten Masse des Schiffsrumpfes ausgemacht haben kann. Der Rest verdampfte, anscheinend zu Kohledioxyd und Wasser.«

»Irgendeine Art von Kunststoff?« riet einer der Männer.

»Zweifellos, wenn Sie einen derart umfassenden Begriff verwenden wollen. Aber welche Art von Kunststoff zerfällt auf diese Weise?«

Die rethorische Frage wurde mit Schweigen beantwortet.

»Es läßt sich nicht bezweifeln, daß diese Indizien einen Zusammenhang zwischen dem fremden Wesen und dem Schiff herstellen«, erklärte einer der Männer nach kurzer Pause. »Haben Sie noch weitere Beweise?«

Die Hand bewegte sich, und der Schauplatz wechselte von neuem. Der Anblick war gespenstisch.

»Das ist, wie Sie sehen können, eine Nahaufnahme von dem toten Wang Kulitschenko, dem Förster, der als einziger das fremde Raumschiff sah, bevor es zerstört wurde. Beachten Sie die seltsamen Blutergüsse an der Wange und am Ohr – an der Schädelseite. Gegenüber finden sich die gleichen Male.«

»Man meint den Abdruck einer Hand zu erkennen.«

»Sie haben recht. Kulitschenko empfieng harte Schläge

an beiden Seiten des Schädels, der dadurch zerschmettert wurde.«

Einen Augenblick lang hörte man nur die Atemzüge der Männer.

»Das nächste Bild –« die Szene wechselte – »zeigt den ganzen Körper. Wenn Sie genau hinsehen, werden Sie die gleiche Art von Abdrücken ringsumher im Boden erkennen. Immer wieder der Abdruck einer Hand. Das stimmt übrigens sehr genau mit den von dem fremden Wesen aufgenommenen Fotografien überein.«

»Es gibt keinen Zweifel«, meinte einer der anderen. »Der Zusammenhang ist eindeutig.«

Die Hand des Vortragenden bewegte sich wieder über die Tastatur, und plötzlich war der Schirm vom Bild eines achtgliedrigen Ungeheuers mit vier violetten Augen ausgefüllt. Ein paar von den Männern zuckten unwillkürlich zusammen. Sie hatten schon früher Fotos gesehen, aber eine lebensgroße, dreidimensionale Farbprojektion war etwas ganz anderes.

»Bis vor drei Wochen fanden wir für die merkwürdigen Vorkommnisse in Nordasien keine Erklärung. Nach achtmonatigen Ermittlungen standen wir vor einer undurchdringlichen Wand. Weder für das seltsame Feuer noch für die eigenartigen Umstände beim Tod des Försters gab es eine plausible Begründung. Die Ermittlungsbeamten vermuteten die Existenz einer intelligenten, fremden Lebensform, aber – nun, diese Annahme wirkte einfach zu weit hergeholt. Versuche, das Wesen mit Hilfe dieser seltsamen ›Fußabdrücke‹ aufzuspüren, mißlangen. Die Abdrücke endeten an einem Flußufer und tauchten

allem Anschein nach nirgends mehr auf. Wir wissen jetzt, daß das Wesen über hundertsechzig Kilometer stromabwärts geschwommen ist. Kein Wunder, daß es entkommen konnte.

Selbst jene Ermittler, die Nicht-Menschliches in Betracht zogen, stellten sich das Wesen als von humanoider, oder besser, anthropoider Gestalt vor. Die Abdrücke besitzen immerhin Ähnlichkeit mit denen eines Affen. Es schien vier davon zu geben – obwohl häufig nur drei, manchmal sogar auch nur zwei auftauchten. Das hing stets davon ab, auf wie vielen seiner ›Füße‹ es gerade zu gehen wünschte.«

»Und dann tauchte alles in den Fluß, um nie wieder heraufzukommen, wie?« bemerkte einer der Zuhörer.

»Genau. Sie werden einsehen, warum die Ermittler das Ganze geheimgehalten haben. Acht Monate lang sah und hörte man nichts mehr davon.

Dann bekam der Sekretär der Ärzteschaft der Chruschtschow-Memorial-Psychiatrischen Klinik in Leningrad vor drei Wochen einen Anruf. Eine seltsame Stimme bot in schlechtem Russisch ein Zusammentreffen an. Es war das fremde Wesen. Es gelang ihm, trotz der Sprachschwierigkeiten, deutlich zu machen, daß es nicht mit einem wilden Tier verwechselt zu werden wünsche, wie das bei dem Förster vorgekommen sei.

Der Sekretär, Mr. Rogow, hatte den Eindruck, der Anrufer sei geistig verwirrt, aber später erklärte er, irgend etwas an der Stimme habe fremd, nichtmenschlich, geklungen. Er erwiderte, daß er Vorbereitungen treffen werde, und bat den Anrufer, sich am nächsten Tag wie-

der mit ihm in Verbindung zu setzen. Das Wesen war einverstanden. Rogow –«

»Entschuldigen Sie«, unterbrach ihn einer der Männer, »aber hat es ganz von allein Russisch gelernt, oder konnte festgestellt werden, daß ihm jemand die Sprache beigebracht hat?«

»Die Tatsachen lassen erkennen, daß es sie in diesen acht Monaten ohne jede Hilfe erlernt hat.«

»Aha. Verzeihen Sie die Unterbrechung. Bitte fahren Sie fort.«

»Mr. Rogow fand die Geschichte, die man ihm da erzählt hatte, interessant. Er beschloß, der Sache nachzugehen. Er telefonierte herum und stellte Fragen über einen geheimnisvollen Absturz in den Papierwäldern und über den Tod eines Försters. Natürlich wollten jene Leute, die Bescheid wußten, gerne erfahren, woher Mr. Rogow seine Kenntnisse hatte. Er packte aus.

Zu dem Zeitpunkt, als das fremde Wesen zum zweitenmal anrief, war ein Treffen vorbereitet. Als es erschien, änderten jene Mitglieder der Ärzteschaft, die den Anrufer für einen Sonderling oder Geisteskranken gehalten hatten, ihre Meinung sehr schnell.«

»Das kann ich verstehen«, murmelte jemand.

»Die Fähigkeit des fremden Wesens, sich die russische Sprache anzueignen, ist begrenzt«, fuhr der Sprecher fort.

»Den Wortschatz und die grammatikalischen Regeln hatte es sehr schnell aufgenommen, aber es schien ihm völlig unmöglich zu sein, mit der Sprache mehr als die Diskussion konkreter Gegenstände und Handlungen zu bestreiten. Sein Verstand ist offensichtlich zu fremdartig,

als daß er über die Randgebiete der menschlichen Verständigungsmöglichkeiten hinauskommen könnte.

Es nannte sich, zum Beispiel, ›Nip‹ oder ›Neip‹, aber wir wissen nicht, ob das seine Bezeichnung als Einzelperson oder als Angehöriger seiner Rasse ist. Da im Russischen sowohl die bestimmten als auch die unbestimmten Artikel fehlen, ist es möglich, daß es sich als ›ein Neip‹ oder ›der Neip‹ bezeichnete. Jedenfalls gewann man diesen Eindruck.

In den folgenden Diskussionen fielen mehrere Eigenheiten auf, die Sie mit allen Einzelheiten im Bericht der Ärzteschaft und der amtlichen Zusammenfassung nachlesen können. Beispielsweise schien der Neip beim Thema Mathematik völlig hilflos zu sein. Er betrachtete die Mathematik offensichtlich als gesprochene Sprache, nicht als geschriebene. Über einfache Diagramme kam er nicht hinaus. Das ist nur ein kleines Exempel. Ich versuche lediglich, Ihnen einen kurzen Umriß zu geben; zur genaueren Information müssen Sie die Berichte studieren.

Er lehnte jede Untersuchung seines Körpers ab, und es gab auch keine Möglichkeit, ihn umzustimmen, wenn man ihn nicht mit vorgehaltener Pistole beeinflussen wollte. Selbstverständlich kamen Drohungen nicht in Frage.«

»Hätte man denn nicht heimlich Röntgenaufnahmen machen können?« fragte einer der Männer.

»Man besprach und verwarf diese Idee. Wir wissen nicht, inwieweit er Strahlungen verträgt, und wir wollen ihm keinen Schaden zufügen. Das gleiche gilt für die Anwendung von Narkosegasen oder -drogen. Es gab kei-

ne Möglichkeit, seinen Metabolismus ohne seine Zustimmung zu studieren, wenn wir nicht das Risiko eingehen wollten, ihn zu töten.«

»Ich verstehe. Natürlich konnten wir ihm nichts antun.«

»Genau. Der Neip mußte als Botschafter seiner Heimatwelt behandelt werden – wo immer sie auch sein mag. Er hat einen Menschen getötet, gewiß. Aber das muß als gerechtfertigte Handlung in Notwehr betrachtet werden, da der Förster eine Waffe gezogen hatte und eben abdrücken wollte. Niemand kann den toten Wang Kulitschenko deswegen tadeln, aber ebensowenig trifft den Neip die Schuld.«

Sie betrachteten eine Weile schweigend die violetten Augen, die sie vom Bildschirm her anstarrten.

»Nahezu drei Wochen lang versuchten die Menschen und der Neip, zu einem Einverständnis zu gelangen«, fuhr der Sprecher fort, »und immer, wenn man knapp davorzustehen schien, verflüchtigten sich die Fortschritte. Erst vor drei Tagen begriffen die russischen Psychologen und Psychiater, daß der Neip sich nur deswegen an sie gewandt hatte, weil er annahm, die Ärzteschaft der Klinik sei die regierende Institution des Landes.«

Jemand lachte in sich hinein, aber niemand folgte seinem Beispiel.

»Wir kommen jetzt zum gestrigen Vormittag«, sagte der Sprecher. »Das ist im Augenblick der wichtigste Vorgang, weil er erklärt, warum ich der Meinung bin, daß man die Öffentlichkeit sofort über die Ereignisse unterrichten muß und warum ich glaube, daß es erforder-

lich ist, einen Mann wie Colonel Walther Mannheim mit der Aufklärung der Angelegenheit zu betrauen. Wenn wir nichts unternehmen, wird die Öffentlichkeit einer Panik erliegen.«

»Was ist gestern vormittag geschehen, Mr. President?« fragte einer der Männer.

»Der Neip wurde wütend, verlor die Beherrschung, den Verstand – wie immer Sie das nennen wollen. Beim vormittäglichen Zusammentreffen konnte man ihn immer weniger verstehen. Die Psychologen versuchten herauszubekommen, ob der Neip religiöse Ansichten hat, gegebenenfalls welche. Einer von ihnen, ein Dr. Walitschek, erklärte die verschiedenen religiösen Sekten und Gebräuche hier auf der Erde. Plötzlich setzte der Neip ohne jede Warnung zu einem Judoschlag mit offener Hand gegen die Kehle des Arztes an und tötete ihn. Er brachte zwei weitere Männer um, bevor er zum Fenster hinausprang und verschwand.

Bis gestern nacht fand man keine Spur von ihm. Er brachte in Leningrad einen weiteren Mann um – wir haben inzwischen herausgefunden, daß er das nur tat, um sich in den Besitz des Gleiters dieser Person zu setzen. Der Neip kann sich inzwischen an einem beliebigen Ort der Erde befinden.«

»Wie ist der Mann getötet worden, Mr. President? Mit bloßen Händen, wie die anderen?«

»Wir wissen es nicht. Die Identifizierung der Leiche wird durch die Tatsache erschwert, daß nur das nackte Skelett gefunden wurde.«

## ERSTES ZWISCHENSPIEL

Der große Mann mit dem winzigen Kind auf den Schultern drängte sich durch den Luftvorhang, der die warme, feuchte Luft aus dem Laden fernhielt.

»Na«, sagte er leise zu dem kleinen Jungen und drehte den Kopf, um in das runde, pausbäckige, lächelnde Gesicht zu sehen. »Na. Ist das nicht schön? Ist das nicht besser als die häßliche heiße Luft da draußen?«

»Grr-ah«, erwiderte das Kind lächelnd.

»Na, hör mal, mein Junge. Du hast doch schon ganz andere Wörter herausgebracht. Oder meine ich deinen Bruder?« Er lachte in sich hinein und ging zur Theke.

»He, Jim!«

Der große Mann blieb abrupt stehen und drehte sich um, sehr vorsichtig, um das Baby auf seiner Schulter nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Als er den hageren, kleinen Mann erblickte, grinste er breit. »Jinks! Mensch, Jinks! Vorsicht! Nicht so fest schütteln, sonst fällt mir der Knabe herunter. Menschenskind, ich dachte, du bist in Sibirien!«

»War ich auch, Jim, aber man kann ja schließlich nicht ewig dort bleiben. Ist das dein Kleiner?«

»Allerdings, jedenfalls wird das allgemein behauptet. Sag' guten Tag zu deinem Onkel Jinks. Na, komm schon.«

Das Kind steckte drei Finger der linken Hand in den Mund und starrte den Fremden mit großen Augen an.

»Deine Augen hat er ja«, meinte der Hagere. »Zum Glück wird er aber einmal seiner Mutter ähnlich sehen.

Das ist doch ein ›Er‹, oder?«

»Gewiß. Ich habe noch so einen, aber seine Mutter bringt ihn wegen einer Erkältung zum Arzt. Der hier soll sie nicht auch noch bekommen.«

»Zwillinge?«

»Nee«, sagte der große Mann sarkastisch. »Siebenlinge. Die restlichen Fünf hat die Regierung als Steuer eingezogen.«

»Na ja, auf eine blöde Frage bekommt man eine dumme Antwort«, meinte der andere gelassen.

»Genau. Na, wie war es denn in der Tundra, Jinks?«

»Kalt«, gab Jinks zurück, »aber lange wird es die Tundra nicht mehr geben, Jim. Diese Marsbäume dürften in fünfzehn Jahren das große Geschäft werden. An die Stelle der Tundra treten dann riesige Wälder. Damit läßt sich allerhand verdienen. Wir haben in den letzten fünf Jahren achttausend Quadratkilometer bepflanzt. Die ersten Bäume können in zehn Jahren verarbeitet werden, und danach läuft alles von selbst.«

»Großartig. Wie lange bleibst du in der Stadt, Jinks?«

»Ungefähr eine Woche. Dann muß ich nach Sibirien zurück.«

»Hör mal, könntest du nicht an irgendeinem Abend zu uns kommen? Wir lassen uns von Ellen etwas Gutes kochen und trinken ein paar Flaschen Bier. Wie wär's?«

»Mit Vergnügen. Ellen hat nichts dagegen?«

»Sie freut sich ganz bestimmt. Wie wär's am Mittwoch?«

»Gern. Ich habe Mittwochabend nichts vor. Aber zuerst erkundigst du dich bei Ellen. Ich rufe dich morgen

abend an, damit mir nicht plötzlich ein Stuhl entgegenfliegt, wenn ich zur Tür hereinkomme.«

»Prima! Dann soll sie dich einladen.«

»Paß auf«, sagte Jinks, »ich habe jetzt gerade eine halbe Stunde Zeit. Laß dich zu einem Bier einladen. Oder möchtest du den Kleinen nicht mitnehmen?«

»Nein, daran liegt es nicht, aber ich muß mich beeilen. Ich wollte hier nur ein paar Sachen einkaufen, dann muß ich sofort ins Werk. Man will mich wegen irgendeiner Kleinigkeit sprechen.«

»Du nimmst das Kind in eine Atomanlage mit?« fragte Jinks.

»Warum nicht? Dort ist es genauso sicher wie in einem Wohnhaus. Du denkst wohl immer noch an den Krieg, was? Der Kleine ist dort sicherer als zu Hause. Außerdem kann ich ihn ja nicht gut in einen Schrank sperren, oder?«

»Das ist auch wahr. Paß nur auf, daß ihn die Strahlung nicht erwischt«, meinte Jinks lachend. »Bis später. Ich rufe morgen abend um acht Uhr an.«

»Schön. Bis dann. Auf Wiedersehen.«

Der große Mann rückte die Last auf seinen Schultern zurecht und ging zur Theke hinüber.

Zwei Fünftelsekunden. Soviel Zeit blieb Bart Stanton vom ersten Augenblick an, als sein überempfindliches Gehör erstmals das schwache Scharren von Metall auf Leder auffing.

Er nützte diese Zeit gut.

Das Geräusch war hinter ihm, ein wenig mehr auf der linken Seite entstanden, also zog er die Waffe für die linke Hand und fuhr herum, während er abdrückte. Er hatte fast eine ganze Umdrehung vollendet, die Waffe gezogen und drei Schüsse abgefeuert, bevor der andere Mann seine Waffe überhaupt in Anschlag bringen konnte.

Die Kugeln aus Stantons Waffe hinterließen im Jackett des anderen drei kreisrunde Flecke, die einander überlappten und genau über dem Herzen saßen. Der Mann starrte die Sengstellen einen Augenblick verständnislos an.

»Mein Gott«, sagte er leise.

Dann steckte er seine Waffe wieder in das Halfter.

Der große Raum war lärmefüllt. Die drei Schüsse hatten lediglich das Geknatter übertönt, das rings um die beiden Männer zu hören war. Selbst das Pistolenfeuer war aber nur ein kleiner Bestandteil der Kakophonie. Die gequälten Luftmoleküle im Raum wurden von Trommelschlägen, Trompetengeschmetter, Donnnergrollen, Pfiffen und Kreischlauten. von dumpfem Rauschen, vom Klirren fallender Münzen, und dem Bellen, Heulen, Brüllen, Knurren, Fauchen, Brummen, Jammern, Ächzen, Quiet-

schen, Murren, Flöten, Muhen, Zischen, Winseln und Quaken einer Myriade von Tieren behämmert, daß jedes Molekül, wäre es mit Verstand begabt gewesen, angenommen haben müßte, man wolle es in hunderttausend verschiedene Richtungen zugleich peitschen.

Der Lärm war nicht ohrenbetäubend, aber durchdringend.

Bart Stanton hatte seine eigene Waffe wieder eingesteckt und den Mund halb geöffnet, um etwas zu sagen, als er hinter sich wieder ein Geräusch hörte.

Erneut fuhr er herum, die Waffen in der Hand – diesmal alle beide – und die Zeigefinger nur den Bruchteil eines Millimeters vom Auslösepunkt der Abzüge entfernt.

Aber er schoß nicht.

Der zweite Mann hatte lediglich die Pistolen in seinen Halftern geradegerückt und die Hände wieder sinken lassen.

Der über das Lautsprechersystem den Raum überflutende Lärm erstarb schlagartig.

Stanton schob die Pistolen in die Halfter zurück und richtete sich auf. »Raffiniert«, sagte er lachend. »Damit habe ich wirklich nicht gerechnet.«

Sein Gegenüber lächelte. »Na, Bart, vielleicht haben wir eben den entscheidenden Beweis erbracht. Was meinen Sie, Colonel?« Die Frage galt dem dritten Mann, der immer noch regungslos dastand und mit Überraschung und Besorgnis die von den harmlosen Spezialgeschossen aus Stantons Pistole herrührenden Flecken betrachtete.

Colonel Mannheim war zehn Zentimeter kleiner als

Stanton mit seinen Einsfünfundsiebzig, und fünfzehn Jahre älter. Trotz der Unterschiede hätte er jedoch gelacht, wenn fünf Minuten zuvor jemand behauptet hätte, er würde die Waffe nicht schneller ziehen können als ein Mann, der ihm den Rücken zuwandte.

Seine hellen blauen Augen, die in einem sonnverbrannten Gesicht tief unter buschigen Brauen lagen, starrten den jungen Mann nachdenklich an.

»Unglaublich«, sagte er leise. »Vollkommen unglaublich.« Dann sah er den anderen Mann an, einen schlanken Zivilisten mit blauen Augen, die eine Schattierung blauer waren. »In Ordnung, Farnsworth. Ich bin überzeugt, Sie und Ihre Leute haben buchstäblich einen Supermenschen geschaffen. Jeder, der in einem lärmgefüllten Raum stehen und hören kann, wie ein sechs Meter hinter ihm stehender Mann die Waffe zieht, ist ein erstaunliches Wesen. Die Tatsache, daß er die Waffe früher in der Hand hatte und schießen konnte, ehe ich auch nur die Pistole hochgebracht habe – nun, das übersteigt beinahe das menschliche Begriffsvermögen.«

Sein Blick kehrte zu Bart Stanton zurück. »Glauben Sie, daß Sie mit dem Neip fertig werden, Stanton?«

Stanton zögerte unmerklich, bevor er seine Antwort gab, während sein ultraschneller Verstand das Problem von allen Seiten beleuchtete und eine Entscheidung fällte. Wieviel Zuversicht sollte er dem Colonel gegenüber zeigen? Mannheim war ein Mann mit gewaltigem Selbstvertrauen, aber er vermochte durchaus anzuerkennen, daß es auf einigen Gebieten Leute gab, die ihm überlegen waren.

»Wenn ich mit dem Neip nicht fertig werde, schafft es niemand«, sagte Stanton.

Colonel Mannheim nickte. »Ich glaube, Sie haben recht«, meinte er nach einer Weile. Er warf Farnsworth einen Blick zu. »Was ist mit dem zweiten Mann?«

Farnsworth schüttelte den Kopf. »Er wird es nie schaffen. In weiteren zwei Jahren können wir ihn wieder halbwegs auf die Beine bringen, aber sein Nervensystem war der Belastung nicht gewachsen.«

»Läßt sich zur rechten Zeit noch ein Dritter heranbilden?«

»Kaum. Wir können nicht einfach einen Mann von der Straße hereinholen und ihn zu einem Supermann machen. Selbst wenn wir noch eine Person mit Barts genetischen Möglichkeiten fänden, brauchten wir mehr Zeit, als uns zur Verfügung steht.«

»Es gibt also keinen Weg, die Zeit zu verringern?«

»Wir haben es hier nicht mit Zauberei zu tun, Colonel«, erwiderte Farnsworth. »Man verwandelt kein menschliches Wesen in einen Giganten auf körperlichem und geistigem Gebiet, indem man einfach ›Abrakadabra‹ vor sich hinmurmelt.«

»Darüber bin ich mir auch im klaren«, meinte der Colonel ruhig. »Ich habe nur eben das Gefühl, die fünfjährige Arbeit an Mr. Stanton müßte so lehrreich für Sie gewesen sein, daß Sie den Prozeß jetzt in kürzerer Zeit wiederholen können.«

Farnsworth schüttelte wieder den Kopf. »Ein menschliches Wesen ist keine Maschine, Colonel. Es braucht Zeit für die Heilung, Zeit fürs Lernen, Zeit, um sich zu

integrieren. Vergessen Sie bitte nicht, daß trotz unseres großen Wissens über Anästhesie, Antibiotika, Virusbekämpfung und Geburtshilfe jedes Baby immer noch neun Monate braucht, bis es auf die Welt kommt. Wir befinden uns in derselben Lage, um es milde auszudrücken. Schließlich können wir nicht einmal eine Frühgeburt vorherbestimmen.«

»Ich weiß«, sagte Mannheim.

»Außerdem haben Stantons Körper und Nervensystem jetzt die theoretische Leistungsgrenze beinahe erreicht. Ich fürchte, daß Sie nicht erkannt haben, welches Maß von seelischer Stabilität und Organisation erforderlich ist, um mit den Fähigkeiten zurechtzukommen, die er jetzt besitzt.«

»Sicherlich nicht«, stimmte Colonel Mannheim zu. »Ich bezweifle, ob das außer Stanton selbst überhaupt jemand ermessen kann.« Er sah Bart Stanton an. »Das war's also, mein Junge. Sie sind die einzige Antwort, die wir bisher gefunden haben. Auch für die absehbare Zukunft die einzige Antwort auf das vom Neip gestellte Problem.«

Das Gesicht des Colonels schien sich zu verfinstern. »Zehn Jahre«, sagte er leise. »Zehn Jahre treibt sich jetzt dieses unmenschliche Ungeheuer auf der Erde herum. Es ist zu einer Legende geworden. Es hat in den Augen der Öffentlichkeit die Stelle Satans, des Schwarzen Mannes, des Frankenstein-Ungeheuers eingenommen. Lesen Sie die Zeitungen, sehen Sie sich die Nachrichtensendungen an. Werfen Sie einen Blick in die Unterhaltungsliteratur. Es ist überall zur selben Zeit. Es kann alles. Es hat die

Eigenschaften der bösen Geister, des Vampirs, des Werwolves und aller anderen Schrecknisse angenommen, die sich die menschliche Phantasie in den letzten fünf hunderttausend Jahren einfallen ließ.«

»Das ist nicht weiter erstaunlich, Colonel«, meinte Stanton mit schwachem Lächeln. »Wenn ein menschliches Wesen zehn Jahre lang geraubt und gemordet hätte, wenn es sich menschlichen Leben und Besitz gegenüber so brutal gleichgültig gezeigt hätte, wie Sie und ich es dem Leben einer Küchenschabe gegenüber sind, und wenn eine solche Person dann auch noch nicht zu fassen wäre, würde man sie ebenfalls als Dämon ansehen. Und wenn Sie dazu noch berücksichtigen, daß der Neip kein menschliches Wesen ist, daß seine Erscheinung ebenso furchtbar wirkt wie seine Taten, was soll man da anderes erwarten?«

»Sehr richtig«, sagte Dr. Farnsworth. »Denken Sie an Jack, den Bauchaufschlitzer, und überlegen Sie sich, wie er vor ein paar Jahrhunderten London terrorisiert hat.«

»Ich weiß«, erwiderte Colonel Mannheim. »Es hat menschliche Verbrecher gegeben, deren Taten die Bezeichnung ›unmenschlich‹ verdienen, aber der Neip bringt noch ein paar Kniffe, an die wenige menschliche Verbrecher gedacht haben, und die auszuführen kaum jemand von ihnen in der Lage gewesen wäre. Wenn er Zeit genug hat, werden seine Opfer zu einem Identifizierungsproblem. Er hinterläßt nichts als Skelette. Und das alles in zwanzig oder dreißig Minuten. Das verdammte Monstrum verfügt über einen äußerst wirksamen Verdauungsapparat, das muß man ihm lassen.«

»Und wenn er keine Zeit hat, erschlägt er sie einfach«, sagte Bart Stanton nachdenklich.

Colonel Mannheim runzelte die Stirn. »Das trifft nicht ganz zu. Nach dem Beweismaterial –«

Dr. Farnsworth unterbrach ihn. »Colonel, wollen wir nicht in den Aufenthaltsraum gehen? Abgesehen davon, daß es nicht gerade sehr bequem ist, in einem solchen Raum das Schicksal der Menschheit zu diskutieren, wird er für andere Zwecke gebraucht.«

Colonel Mannheim grinste, um seine Anerkennung für die Bemühung des Biophysikers, eine leichtere Note ins Spiel zu bringen, deutlich zu machen. »Einverstanden. Ich könnte eine Tasse Kaffee vertragen, wenn Sie mich dazu einladen.«

»Soviel Sie wollen«, sagte Dr. Farnsworth, als er zur Tür vorausging. »Wenn Sie lieber etwas Kräftigeres hätten ...«

»Danke, nein«, erwiderte Mannheim. »Kaffee ist gerade recht. Aber Sie, Stanton?«

Stanton schüttelte den Kopf. »Ich trinke gerne Kaffee; vom Alkohol lasse ich lieber die Finger. Bei meinem Talent kippe ich gerade ein Glas, wenn unser Freund, der Neip, zu einem kurzen Besuch erscheint. Ich brauche jede Mikrosekunde Reflexgeschwindigkeit, wenn ich ihm begegne.«

Sie gingen durch einen Korridor mit weichem Fußboden und warmer Beleuchtung zu einem Aufzug, der sie zur Hauptetage des Gebäudes brachte, in dem das neurophysikalische Institut untergebracht war.

Durch einen anderen Korridor gelangten sie zu einem

Zimmer, das dem Aufenthaltsraum eines exklusiven Herrenklubs glich. Es gab bequeme Sessel, hohe Bücherregale, Lese- und Rauchtische, alles in bester Qualität. Das Zimmer war leer, als die drei Männer eintraten.

»Hier sind wir unter uns«, meinte Dr. Farnsworth. »Bis wir fertig sind, kommt keiner von den anderen herein.«

Er ging zu einem Tisch, auf dem eine Kaffeemaschine stand. »Milch und Zucker finden Sie da drüben auf dem Tablett«, sagte er, während er einschenkte.

Die drei Männer ließen sich in den Sesseln nieder. Nach einer Weile sagte Bart Stanton: »Ich habe vorhin erwähnt, daß der Neip seine Opfer einfach erschlägt, wenn er keine Zeit findet, sie zu verzehren, und Sie wollten etwas erwidern, Colonel.«

Mannheim trank einen Schluck aus seiner Tasse, bevor er das Wort ergriff. »Ja. Ich wollte sagen, daß er, nach den Funden zu urteilen, seine Opfer immer erschlägt, ob es ihm danach gelingt, sie zu verzehren oder nicht.«

»So?«

»Oh, er zeigt dabei keine Grausamkeit«, fuhr der Colonel fort. »Er tötet sauber und sehr schnell. Das Entscheidende ist, daß er unter keinen Umständen Waffen benützt, soweit sie ihm die Natur nicht mitgegeben hat – also Hände oder Füße, Klauen oder Zähne. Er gebraucht niemals eine Pistole oder ein Messer, nicht einmal einen Knüppel. Dr. Yoritomo hat darüber einige Theorien entwickelt, auf die ich jetzt nicht eingehen möchte. Er wird sie Ihnen selbst erläutern.«

Stanton dachte an den japanischen Wissenschaftler und lächelte. »Ich weiß. Dr. Yoritomo hat damit gedroht, mir alle möglichen Theorien auseinanderzusetzen.«

»Das wird er auch tun, glauben Sie mir«, sagte Mannheim lachend. Er schlürfte seinen Kaffee und sah Stanton an. »Sie haben fünf höllische Jahre hinter sich, Mr. Stanton. Überdies waren Sie hier von der Welt ziemlich abgeschlossen. Dr. Farnsworth hat sich alle Mühe gegeben, Sie auf dem laufenden zu halten, aber wenn ich recht unterrichtet bin, konnten Sie erst in den letzten Monaten Informationen wirklich aufnehmen und verarbeiten. Zumindest steht das in den Berichten. Was ist Ihre Ansicht dazu?«

Bart Stanton dachte einen Augenblick nach. Es traf zu, daß er während der letzten fünf Jahre den Kontakt zu den Geschehnissen außerhalb der Mauern des neurophysikalischen Instituts verloren hatte. Trotz der Lektüre und der Fernsehaufzeichnungen, die er gesehen hatte, mangelte ihm wirkliches Einfühlungsvermögen in die derzeitige Lage.

Im Laufe dieser fünf Jahre hatte es lange, nebelhafte Perioden gegeben. Er hatte sich ausgedehnten Drüsen- und Neural-Operationen allergrößter Kompliziertheit unterzogen, von denen viele ohne die Anwendung starker Betäubungsmittel zu furchtbaren Schmerzen geführt hätten. Als Ergebnis dieser Operationen verfügte er jetzt über eine biologische Maschine, der im Hinblick auf Kraft und Modulationsfähigkeit alles bisher auf Erden Dagewesene weit unterlegen war – mit einer möglichen Ausnahme – dem Neip. Aber diese fünf Jahre des Um-

baus und der Ausbildung hatten in seinem Leben eine Lücke hinterlassen.

Mehrere von den zur Umwandlung vom Menschen zum Supermenschen erforderlichen Schritte hatten zu vorübergehendem Wahnsinn geführt; die wilden, pendelnden Gleichgewichtsstörungen des sekretorischen Haushalts auf der Suche nach einer neuen Ausgewogenheit, die willkürlichen Abweichungen der Neuronen bei dem Bemühen, sich an die höheren Nerv-Impuls-Geschwindigkeiten anzupassen, und die totale Erschöpfung, hervorgerufen von Zellen, die im Verhältnis zu dem nachhinkenden Stoffwechsel zu schnell reagierten, hatten immer wieder zu Perioden mehr oder minder großer Abnormalität Anlaß gegeben.

Daß er jetzt geistig völlig gesund war, stand außer Zweifel. Aber sein Gedächtnis wies Lücken auf, die ausgefüllt werden mußten.

Er gab das Colonel Mannheim gegenüber auch unumwunden zu.

»Ich verstehe«, der Colonel rieb sich das Kinn. »Können Sie mir mit Ihren eigenen Worten eine Zusammenfassung der Aktionen des Neip geben?«

»Ich denke schon«, sagte Stanton.

Seine Zusammenfassung war treffend und klar. Die Dinge, die der Neip bisher gestohlen hatte, ließen anfangs jeden Zusammenhang vermissen. Für Geld schien er offensichtlich keine Verwendung zu haben. Er verwendete zwar Gold, Silber und Platin, aber ein Raubzug für jedes dieser Elemente war anscheinend ausreichend gewesen, wenn man vom Silber absah, wofür im Zeit-

raum von vier Jahren drei Überfälle erforderlich gewesen waren. Seither hatte er die Hände nie mehr nach Silber ausgestreckt.

Bislang war auch von seiner Seite kein Versuch unternommen worden, in den Besitz von radioaktiven Stoffen zu gelangen, abgesehen von Radium. Bei fünf Raubzügen hatte er volle dreißig Gramm davon mitgenommen, dagegen niemals Uran, Thorium, Plutonium oder irgendeines der anderen Elemente, die normalerweise mit Atomenergie in Zusammenhang gebracht werden. Ebenso wenig hatte er versucht, Kernverschmelzungsmaterial zu stehlen – beispielsweise die schweren Isotope des Wasserstoffs oder eines der Lithium-Isotope. Beryllium war geraubt worden, aber niemand wußte, ob diesem Diebstahl Bedeutung zukam oder nicht.

Trotz alledem ließ sich in den Raubzügen ein System erkennen. Sie hatten in kleinem Maßstab begonnen und waren immer mehr ausgeweitet worden. Wissenschaftliche und technische Instrumente – Oszillographen, Röntgenröhren, Radargeräte, Maser-Anlagen, dynostatische Kristalle, Infrarotresonatoren und so weiter – wurden komplett gestohlen oder bestimmter Teile beraubt. Nach einiger Zeit hatte er sich an größere Gegenstände herangemacht – ganze Flugzeuge waren verschwunden, mit samt den Besatzungen.

Daß er bei weitem nicht alle jene Verbrechen begangen hatte, die man ihm zuschrieb, stand fest; daß viele davon auf sein Konto kamen, war ebenso sicher.

Man hielt es für ausgemacht, daß seine ganze Beute der Herstellung von Instrumenten und Geräten unbekann-

ten Verwendungszwecks diente. Bei seinen Raubzügen hatte er mehrere davon eingesetzt. Der Apparat, mit dem jede elektromagnetische Schwingung bis zu hunderttausend Megahertz abgeschirmt werden konnte, galt als besonders erstaunliche Produktion. Ebenso jene Vorrichtung, die Stahlbeton in eine schwammige Masse verwandelte.

Nachdem er einige Jahre lang an der Arbeit gewesen war, gab es auf der Erde keine Einrichtung mehr, die dem Neip länger als ein paar Minuten widerstanden hätte. Er schlug zu, wo und wann er wollte, und er nahm sich, was er brauchte.

Die Überfälle des Neip abzuwehren erwies sich als unmöglich, weil niemand wußte, worauf sich seine Vorliebe beim nächstenmal erstrecken würde. Wo und wie er zupacken würde, ließ sich daher nie voraussagen.

Ebensowenig vermochte man ihn nach einem seiner Überfälle zu finden. Sie wurden mit diabolischer Präzision geplant und ausgeführt. Er schlug zu, machte seine Beute und verschwand. Bis zum nächsten Raubzug sah man ihn nicht wieder.

Colonel Mannheim, der sich eine Zigarre angezündet und sie genüßlich geraucht hatte, legte den Stummel in den Ascher. »Richtig, aber unvollständig«, sagte er leise. »Sie müssen doch auch ein paar Schlußfolgerungen gezogen haben. Ich würde sie gerne hören.«

Stanton leerte seine Tasse und warf Dr. Farnsworth einen Blick zu. Der Biophysiker starrte in sein Trinkgefäß.

*Na schön, dachte Stanton, er ist hinter etwas Bestimm-*

tem her. Wir werden ja sehen, ob ich ins Schwarze treffe.

»Ich habe mir schon Gedanken gemacht«, gab er zu. Er stand auf, ging zur Kaffeemaschine und füllte seine Tasse. »Mit einer Theorie kann ich aufwarten. Logisch gesehen ist sie vielleicht nicht ganz haltbar, aber das Beweismaterial zwingt doch zu ganz bestimmten Schlüssen.«

Er ging zu seinem Sessel zurück. Colonel Mannheim beobachtete ihn interessiert, blieb aber stumm.

»Mir erscheint es unglaublich«, fuhr Stanton fort, »daß es der UN-Regierung nicht gelungen sein sollte, über ein einzelnes Wesen etwas herauszufinden, gleichgültig, wie geschickt es sein mag. Irgendwie, irgendwo, muß jemand dem Neip auf die Schliche gekommen sein. Er braucht einen Stützpunkt für seine Unternehmungen, und man müßte ihn inzwischen längst entdeckt haben.

Ich mag schneller, stärker und sensibler sein als jeder andere Mensch, aber das heißt nicht, daß ich übermenschliche Kräfte besitze, ein Zauberer bin. Sie selbst, Colonel, schreiben mir solche Fähigkeiten bestimmt nicht zu. Sie glauben nicht im Ernst, daß mir in kurzer Zeit gelingen könnte, was die Regierung mit vereinten Kräften in zehn Jahren nicht geschafft hat. Auf jeden Fall dürften Sie sich nicht darauf verlassen.

Anscheinend tun Sie es aber doch.

Für mich ergibt sich daraus nur, daß Sie noch einen Trumpf in der Hand halten. Sie wissen sogar, daß wir den Neip verhältnismäßig schnell überwinden können. Entweder verfügen Sie über eine sichere Methode, ihn aufzuspüren, oder Sie wissen bereits, wo er sich befindet. Stimmt das?«

Colonel Mannheim seufzte. »Wir wissen, wo er ist«,  
erwiderte er. »Das steht schon seit sechs Jahren fest.«

Der Neip trottete in der riesigen unterirdischen Kammer umher, seine Alarmanlagen überprüfend. Wenn jemand an irgendeiner Stelle das weitverzweigte Netzwerk der Tunnels betrat, würden die Instrumente das sofort anzeigen. Sie mußten natürlich das Vorhandensein der kleinen, allesfressenden Vierfüßler berücksichtigen, die in großer Anzahl durch die Tunnels schwärmten, aber jedes größere Objekt wäre sofort bemerkt.

Er verließ diesen Ort nicht gerne. Hier hatte er sich im Laufe einer Periode von zehn Umdrehungen dieses Planeten um seinen Mutterstern ein Nest gebaut, das er beinahe komfortabel nennen durfte. Hier waren auch seine Werkstätten und Lagerräume. Er hatte Grund zu der Annahme, daß er hier in Sicherheit war, geschützt und behütet; bei jedem Ausflug, bei jeder Rückkehr ging er dagegen das Risiko ein, beobachtet zu werden.

Das ließ sich jedoch nicht ändern. Die ganze Zeit über hatte er mit technischen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Viele Dinge konnte er nicht selbst herstellen; er mußte sie sich beschaffen. Sogar sein enormes Gedächtnis, in dem jede kleinste Information ständig präsent war, konnte nur enthalten, was im Laufe eines Lebens aufgenommen worden war, und auch sein langes Leben war nicht so umfassend, daß er das erforderliche Wissen hätte sammeln können.

Die Arbeit war mühsam und zeitraubend gewesen. Zahlreiche Dinge konnten weder in seinen Werkstätten

fabriziert noch den Eingeborenen abgenommen werden. Gegenstände, deren Herstellungsprozeß ihm nicht bekannt war, die aber in der technischen Entwicklung der Bewohner dieses Planeten noch nicht vorkamen. Oder, was wahrscheinlicher war, ihnen nicht gestattet wurden. In solchen Fällen mußte er sich mit anderen, einfacheren Techniken behelfen, wodurch seine Aufgabe noch komplizierter wurde.

Aber jetzt machte ihm ein anderes Problem zu schaffen.

Er hatte einen Namen in Erfahrung gebracht. Colonel Walther Mannheim. Die Bedeutung dieses Wortsymbols war ihm unbekannt. Das innere Gefüge dieses Symbolismus ließ sich noch schwerer erfassen als die Struktur der Sprache. ›Colonel‹ war leicht genug zu deuten. Er wies auf eine gewisse sozio-militärische Klasse hin, die in mancher Beziehung sehr starr, in anderer wieder durchaus verschwommen definiert war. Aber Bedeutung und Ordnungsplatz von ›Walther‹ und ›Mannheim‹ blieben dunkel. Welcher Unterschied bestand, zum Beispiel, zwischen einem ›Walther‹ und einem ›William‹? Stand ein ›Mannheim‹ höher als ein ›Mandeville‹, oder war es umgekehrt? Welche Funktionen unterschieden zwischen einem ›John Smith‹ und einem ›Peter Taylor‹? Im Augenblick spielte es jedoch keine allzu große Rolle. Die Bedeutung von Colonel Walther Mannheims symbolischer Bezeichnung war im Vergleich zu seiner bekannten Funktion von zweitrangigem Interesse.

Daraus ergab sich, daß der Neip früher oder später Colonel Walther Mannheim finden und ihn ausschalten mußte.

Das bedeutete natürlich verlorene Zeit. Wertvolle Stunden, die dem Bau seines Kommunikators gewidmet sein sollten, mußten einer reinen Schutzmaßnahme dienen.

Es gab jedoch keine andere Wahl. Dem Neip wäre niemals die Idee gekommen, einfach aufzugeben, denn das hätte den Tod bedeutet. Jetzt und hier zu sterben war aber undenkbar.

Seine Alarmanlagen funktionierten reibungslos, sein Verteidigungssystem war wirksam. Er konnte jetzt sein Versteck in dem Bewußtsein verlassen, daß er rechtzeitig gewarnt werden würde, falls in der Zwischenzeit jemand versuchen sollte, hier einzudringen.

Aber das befürchtete er in Wirklichkeit gar nicht. Er hatte getan, was in seiner Macht stand. Nach Ansicht des Neip konnte kein intelligentes Wesen kostbare Zeit verschwenden, indem es sich um eine Situation sorgte, die nicht weiter zu beeinflussen war.

Er betrat den Tunnel, der von seinem Stützpunkt aus in südlicher Richtung verlief; die für sein Unternehmen erforderliche Ausrüstung führte er bei sich. Einmal näherte sich ihm einer der kleinen Vierfüßler. Mit einer nachlässigen Bewegung einer seiner starken, schnellen Hände schmetterte er ihn gegen die Wand. Das Tier fiel herab und blieb regungslos liegen. Ein zweites kam vorsichtig näher. Der Neip beobachtete zufrieden den Vorgang. Die Vierfüßler verfügten zwar über keine Intelligenz, aber sie besaßen die notwendigen Instinkte.

Endlich erreichte der Neip eine der vielen Stellen, wo die Tunnels des verzweigten Labyrinths zusammentrafen.

Er durchquerte verschiedene Kammern, die riesengroß waren und staubige Gebeine von Angehörigen der örtlichen intelligenten Lebensform enthielten – wenn man sie tatsächlich als intelligent bezeichnen durfte, wovon er innerlich keinesfalls überzeugt war. Aber er setzte vorsichtig seinen Weg fort, hinweg über menschliche Skelette und aus leeren Augenhöhlen starrende Schädel. Die toten Wesen waren offensichtlich auf anständige Art behandelt worden, wiewohl er nicht zu beurteilen vermochte, ob das durch Artgenossen oder die kleinen Vierfüßler geschehen war. Trotzdem wollte er ihre Ruhe nicht stören.

Er bog in den nach Westen führenden Tunnel ein, der sanft nach unten abfiel. Nach einer Weile erreichte er das Wasser.

Für ein menschliches Wesen wäre die kalte, im Licht des Illuminators wie Tinte glänzende Wasserwüste ein so unüberwindbares Hindernis gewesen, als hätte es aus Stahl bestanden. Für den Neip war das Gezeitenbecken nur eine weitere Schutzwehr, denn dort befand sich der einzige Zugang, den er zu benützen pflegte. Nachdem er seine Tauchmaske aufgesetzt hatte, schwamm er auf die ins Meer führende Öffnung zu, wobei seine acht Arme bzw. Beine so gleichmäßig arbeiteten, daß ein Ruderteam vor Neid erblaßt wäre.

An dem zerklüfteten Loch in der Tunnelwand, wo das offene Wasser begann, hielt er an, um seine Instrumente zu überprüfen. Erst als er sich vergewissert hatte, daß nirgends Sonar- oder andere Ortungsgeräte aufgebaut waren, stieß er sich ab und schwamm in die Bucht hinaus.

Eine Stunde später umkreiste er vorsichtig die Stelle, an der sein kleines Unterseeboot verborgen war. Er drückte die Taste eines kleinen Geräts in seiner Hand und schickte ein Signal zum U-Boot. Die Apparate im Innern des Bootes reagierten richtig. Seit der Neip vor Wochen dieses Gerät in Gang gesetzt hatte, war also nichts berührt worden.

Bei jeder Expedition war dies der heikelste Augenblick. Schließlich bestand stets die Möglichkeit, daß einer der zweifüßigen Eingeborenen seine Maschine gefunden hatte. Er wagte nicht, das Boot in der Nähe seines Stützpunktes unterzubringen, da die Antriebsvibration in der schmalen Flußmündung leichter entdeckt werden konnte. Hier draußen im offenen Meer war diese Gefahr erheblich geringer.

Er verfügte sich in das Innere des U-Bootes und ließ die Motoren an. Langsam und vorsichtig fuhr er dahin, bis er den Kontinentalsockel hinter sich hatte. Erst dann beschleunigte er auf volle Geschwindigkeit.

Der Vollmond stand im Westen, verborgen hinter tiefhängenden Wolken. Manchmal leuchtete er silbern auf, um wieder zu verblassen, sobald sich eine zottige Wolke vor die weiße Scheibe drängte. Das durch die sanft bewegten Palmenblätter auf den Strand fallende Licht warf seltsame Schatten auf den Sand, tanzende grau-schwarze Muster auf einem Hintergrund aus weißem, mondhellem Sand.

Der seltsamste Schatten jedoch regte sich nicht – die Flut schien ihn ans Ufer zu spülen.

Dann machte sich der Neip auf den Weg. Die eigens angefertigten Sandalen hinterließen Fußabdrücke, die von einem Menschen herzurühren schienen.

Es erforderte Zeit, die Stadt zu erreichen; dann mußte er auch noch die Stelle finden, auf die er es abgesehen hatte. Kurz vor dem Morgengrauen gelang es ihm, ein Überlauf-Gully zu finden, in dem er sich den Tag über verbergen konnte.

Zum Teil lag es an der Schwierigkeit, in einer – beinahe jeder – Stadt eine bestimmte Stelle zu finden, die den Neip davon überzeugt hatte, daß man die Pseudo-Intelligenz der Zweifüßler dieses Planeten nicht echte Intelligenz nennen konnte. Es gab überhaupt keine allgemeingültige Methode, sich in einer Großstadt zurechtzufinden. Nicht nur besaßen keine zwei Städte dasselbe Orientierungssystem, es gab auch innerhalb der einzelnen Städte Unterschiede. Eine Koordinate mochte zum Teil aus einer Ziffer, zum Teil aus einem Namen bestehen, aber die Bedeutung der Ziffern und Namen wechselten ständig. Es schien, als sei ihnen von einer tatsächlich intelligenten Macht die grundlegende Idee eines Koordinatensystems gegeben worden, aus der sie ohne Sinn und Vernunft ein Chaos geschaffen hatten.

Er wußte seit langem, daß die Eingeborenen kein echtes Verständnis für ein solches System aufzubringen vermochten. Die Bewohner eines bestimmten Gebietes waren natürlich damit vertraut; sie kannten sich aus, gleichgültig, welche sinnlose Namen und Ziffern zur Bezeichnung verwendet worden waren. Aber Fremde fanden sich nicht zurecht. Als einziges blieb ihnen übrig,

sich von einem Ortsansässigen Hinweise geben zu lassen – und genau das taten sie auch, wie der Neip herausgefunden hatte.

Unglücklicherweise war es für den Neip nicht ganz so einfach. Er konnte nicht gut an einen Eingeborenen herantreten und sich nach einer Adresse erkundigen. Er mußte ungesehen durch die Hintergassen und Abwässerkanäle einer Stadt schleichen, hier einen Namen, dort eine Ziffer auffangen, indem er Unterhaltungen auf der Straße belauschte. Er hatte festgestellt, daß es in jeder Großstadt uniformierte Individuen gab, deren Pflicht es war, Fremden den Weg zu weisen. Mit Hilfe eines Richtstrahl-Mikrophons war es ihm möglich gewesen, wenigstens Informationsbrocken aufzuschnappen, die früher oder später zu einem Gesamtbild des Stadtplanes zusammenwachsen mußten. Der Prozeß kostete viel Zeit, aber einen anderen Weg gab es nicht. Aufklärungsaufgaben hielten ihn allzu oft von seiner ernsten Arbeit ab, aber ohne Material hätte er sie einstellen müssen, und der Beschaffung des Materials mußte Aufklärung vorgehen. Das Dilemma ließ keine andere Lösung zu.

Der Neip akzeptierte das Unvermeidliche und verfolgte seinen Kurs mit phlegmatischer Gleichmütigkeit.

Über ihm begann die Stadt zu erwachen. Es wurde laut.

Polizeiwachmeister John Flanders löste seinen Kollegen, Wachmeister Fred Pilsudski, wenige Minuten vor acht Uhr morgens ab.

Der Tag war herrlich, auch für Miami. Im Osten

schien die Sonne durch das harte, durchsichtige Druckglas, das die Straße überdeckte, und badete die glatte, federnde Straßenoberfläche in warmem Licht. Über sich konnte Flanders die Gleiter dahinziehen sehen – in wildem Durcheinander, wie es schien, wenn man nicht wußte, nach welchen Regeln der Verkehr ablief. Wachtmeister Flanders hegte seit langem den Wunsch, zur Verkehrsstreife versetzt zu werden, um in einem Gleiter über der Stadt dahinfliegen zu können, statt hier unten auf der Straße Fußgänger beobachten zu müssen.

»Guten Morgen, Fred«, begrüßte er seinen Kollegen.  
»Wie war die Nacht?«

»Tag, Johnny. Ganz angenehm. Nichts Aufregendes. Du hast dich ein paar Minuten verfrüht.«

»Ja. Die Kleine schrie mitten in der Nacht nach dem Frühstück. Harriet wurde wach und fütterte sie, ich konnte auch nicht mehr schlafen, und da bin ich nun. Du kannst dir noch eine Tasse Kaffee genehmigen.«

»Der Kaffee steht mir bis hierher«, sagte Pilsudski und hielt die Hand an die Nase. »Lieber schon ein Bier.«

Er drückte auf eine Taste an seinem Gürtel und sagte:  
»Gebiet 37 HQ, hier ist 13392 Pilsudski.«

Eine Stimme in seinem Helmlautsprecher erwiderte:  
»37 HQ, ich höre Sie, Pilsudski.«

»Zeit: 0758 Uhr. Ich werde von 14278 Flanders abgelöst.«

»Verstanden.«

Pilsudski nahm den leichten, stabilen Helm ab, griff hinein, öffnete ein kleines Schiebefach und nahm einen Gegenstand von Form und Größe einer Kopfwehtableette

heraus – das versiegelte Gerät, mit dem er die Gespräche auf der Polizeifunkwelle empfangen konnte. Für alle anderen war nur sinnloses Geplapper hörbar.

Flanders übernahm den kleinen Apparat. Dann setzte er den Helm wieder auf. »Gebiet 37 HQ, hier ist 14278 Flanders. Ich löse 13392 Pilsudski ab.«

»37 HQ«, sagte die Stimme in seinem Ohr. »Okay, Flanders. Ablösung vermerkt.«

Wachtmeister John Flanders, Plakette Nummer 14278, war jetzt offiziell im Dienst.

Er schaute nach oben. »An einem solchen Tag müsste man bei der Verkehrsstreife Dienst tun, Fred.«

»Vielen Dank«, sagte Pilsudski. »Das ist mir zu langweilig. Ich war sechs Monate dabei. Ich hätte beinahe den Verstand verloren. Kein Mensch, mit dem man reden kann, außer einem Polizisten – immer derselbe Polizist, Tag für Tag. Er war ein netter Kerl, versteh mich nicht falsch, aber – na weißt du! Nichts zu tun, als aufpassen, ob einer aus der Reihe tanzt. Man kann nicht einmal eine Verschnaufpause einlegen und den Verkehr an sich vorbeiziehen lassen. Ehrlich, Johnny, etwas Langweiligeres gibt es nicht. Ich habe mich hierher zurückversetzen lassen, damit ich endlich wieder einmal ein paar Menschen sehe.«

»Na ja, vielleicht«, meinte Flanders. »Ich möchte es trotzdem versuchen.«

»Jeder nach seinem Geschmack, Mitchell und Warber hatten gestern nacht übrigens Glück. Aufregende Sache.« Seine Stimme klang ironisch.

»Was war denn los?« erkundigte sich Flanders.

»Irgendein Trottel hatte Streit mit seiner Frau, und zur selben Zeit trat in seinem Luftansauger ein Defekt auf. Während sie ihn anschreit, bringt er seinen Gleiter zum Stillstand.« Er deutete nach oben. »Er macht das Fenster seines Gleiters auf, verstehst du. Sein Luftansauger funktioniert nicht, wie ich schon sagte. Mitchell entdeckt ihn und fliegt auf ihn zu, weil er denkt, daß irgend etwas nicht stimmt.«

»Aber es war gar nichts los, wie?« meinte Flanders.

»Doch. Die Frau von dem Kerl will ihm einen Schraubenschlüssel an den Kopf werfen, und das Ding fliegt zum Fenster hinaus.« Er lachte. »Ich habe zum erstenmal etwas davon bemerkt, als der verdammte Schraubenschlüssel auf das Druckglas prallt, wieder hochspringt und noch mal auf das Glas springt. Dann rutschte er in den Rinnstein.«

Flanders starrte zu dem gewölbten, beinahe unsichtbaren Glasdach hinauf, das die Straße überspannte. »Bei dieser Unzahl von Gleitern in der Stadt muß ja so etwas immer wieder vorkommen«, meinte er gleichmütig. »Dafür hat man das Glas ja, abgesehen davon, daß es den Regen abhält.«

»Ja«, sagte Pilsudski. »Jedenfalls kamen Mitchell und Warber gerade an, als sie den Schraubenschlüssel warf. Sie haben die beiden gleich verhaftet. Aufregend, was?«

Flanders grinste. »Fred, wenn der Rest der Schicht wirklich so langweilig war, wie du vorhin behauptet hast, muß das sogar eine Sensation gewesen sein.«

»Pff«, machte Pilsudski und zuckte die Achseln. »Also, auf zu einem Bierchen. Bis morgen, Johnny.« – »Auf Wiedersehen.«

Pilsudski ging davon. Flanders legte die Hände hinter den Rücken und spreizte die Beine. In dieser traditionellen Pose aller Streifenpolizisten besichtigte er sein Reich. Alles war völlig normal. Wieder hatte ein Arbeitstag begonnen.

Er hatte keine Ahnung, daß er nur wenige Meter vom meistgehaßten und -gefürchteten Wesen auf der Erde entfernt war.

Der einzige Hinweis, der ihm die Gegenwart des Wesens hätte verraten können, war ein kleines, dunkelgraues Ovoid von der Größe und Form eines Streichholzkopfes, das aus einem Gullygitter emporragte, von einem haarfeinen Draht getragen. Dieses Objekt wies an einem Ende eine winzige, dunkle Öffnung auf, die auf Flanders Kopf zielte. Als der Wachtmeister langsam die Straße hinunterzuschlendern begann, drehte sich das kleine Ovoid ein wenig. Es war so klein und unauffällig, daß niemand es bemerken konnte.

Der Neip konnte sehen und hören, ohne selbst gesehen oder gehört zu werden.

Den ganzen Vormittag hindurch blieb das winzige Ovoid an jener Stelle, lauschte und beobachtete.

Um 11.24 Uhr trat eine in Rosa gekleidete Frau zu Wachtmeister Flanders und fragte: »Entschuldigen Sie, können Sie mir sagen, wo das Donahue-Building ist?«

Während der Polizist genaue Erklärungen gab, lauschte der Neip aufmerksam. Jetzt wußte er, in welcher Straße er sich befand, und wie sie im Hinblick auf zwei andere Straßen verlief. Er hatte auch eine Nummer. Er merkte sich alles genau. Ein guter Anfang, sagte er sich. Es wür-

de nicht mehr lange dauern, bis er über so viele Informationen verfügte, daß er die gesuchte Adresse finden konnte. Danach blieb nur noch die Aufgabe, Beobachtungen anzustellen und vor auszuplanen.

Er wartete geduldig. Daß es lange dauern würde, wußte er.

Aber er hatte sich damit abgefunden.

## ZWEITES ZWISCHENSPIEL

Der Arzt vermerkte mit Erleichterung, daß seine Besucherin zu weinen begann. Zum Glück hat sie den ersten Schock überwunden, dachte er.

»Und man kann gar nichts tun?« fragte sie. »Wirklich nichts?« Ihre Stimme klang verzweifelt.

»Leider nicht«, erwiderte der Arzt leise. »Noch nicht. Man arbeitet bereits an diesem Problem, und eines Tages ... vielleicht ...« Dann schüttelte er den Kopf. »Aber heute nicht.« Er zögerte. »Es tut mir so leid, Mrs. Stanton.«

Die Frau saß im bequemen Sessel und betrachtete das Facharzt Diplom an der Wand – aber sie sah es nicht. Sie sah nur einen Traum, der zerbrochen war wie sprödes Glas.

Nach einer Weile begann sie zu sprechen, leise und sanft, als sei der Traum noch nicht zu Ende, als müßte allzu lautes Sprechen sie aus dem Traum reißen.

»Jim und ich waren so froh, daß es Zwillinge wurden. Zwillingsbuben. Er sagte ... ich erinnere mich, daß er sagte: ›Wir müßten sie eigentlich Ike und Mike nennen.‹ Und er lachte, um zu zeigen, daß er es nicht ernst meinte.«

Der Arzt schwieg.

»Ich weiß noch, daß ich mich am Tag nach der Geburt im Bett aufgesetzt hatte, und Jim brachte mir ein neues Bettjäckchen, und ich sagte: ›Ich brauche doch gar kein neues, morgen darf ich ja schon nach Hause‹, und er erwiderte: ›Meinst du etwa, ich kaufe nur fürs Kranken-

haus ein Bettjäckchen, hör mal? Es ist auch fürs Frühstück im Bett gedacht.

Und bei dieser Gelegenheit sagte er, daß er die Buben gesehen hätte und wir sie Ike und Mike taufen sollten.«

Mrs. Stanton liefen die Tränen übers Gesicht, und ihr Leid ließ sie älter aussehen als ihre vierundzwanzig Jahre, aber der Arzt schwieg. Sie sollte sich wenigstens aussprechen dürfen.

»Wir hatten vorher schon oft darüber gesprochen, wissen Sie – sobald der Doktor herausgefunden hatte, daß ich Zwillinge bekommen würde. Und Jim ... Jim meinte, wir sollten ihnen nur gleichlautende Namen geben, wenn es identische Zwillinge werden würden. Im anderen Fall wollten wir es wie bei normalen Geschwistern halten. Sie verstehen?« Sie sah den Arzt mit flehendem Blick an.

»Ja«, erwiderte er.

»Und Jim machte immer Witze. Wenn es Mädchen werden, sagte er, sollten wir sie Flora und Dora nennen, oder Anny und Fanny. Er mußte immer seinen Spaß haben, verstehen Sie?«

»Ja«, sagte der Arzt.

»Und dann ... und als es dann zwei identische Jungen wurden, war er sehr vernünftig. Das ist er eigentlich immer gewesen. ›Wir werden sie Martin und Bartholomew taufen«, sagte er. ›Wenn sie sich dann einmal Mart und Bart nennen wollen, soll es uns recht sein, aber sie bleiben auf jeden Fall nicht an gleichlautende Namen gebunden, falls sie das nicht mögen.« Jim war immer rücksichtsvoll, Doktor. Sehr rücksichtsvoll.«

Sie schien plötzlich zu bemerken, daß sie weinte und

zog ein Taschentuch aus dem Ärmel, um sich die Tränen abzuwischen.

»Ich muß mit dem Heulen aufhören«, meinte sie tapfer. »Schließlich könnte es viel schlimmer sein, nicht wahr? Ich meine, die Strahlung hätte meinen Jungen doch auch töten können. Jim ist tot, ja, und damit muß ich mich abfinden, aber da sind immer noch die beiden Jungen, um die ich mich zu kümmern habe. Sie brauchen mich.«

»Ja, Mrs. Stanton, das tun sie«, sagte der Arzt. »Sie werden Sie sogar sehr nötig haben. Und Sie müssen ungewöhnlich sanft und vorsichtig mit den beiden umgehen.«

»Wie ... wie meinen Sie das?« fragte sie.

Der Arzt lehnte sich im Sessel zurück und wählte bedachtsam die Worte. »Eineiige Zwillinge neigen dazu, sich miteinander zu identifizieren, Mrs. Stanton. Zwischen Personen, die nicht nur gleich alt, sondern, genetisch gesehen, auch identisch sind, besteht weitreichende Übereinstimmung. Ihre Erziehung zu Hause und in der Schule würde kaum Schwierigkeiten machen, wenn sie beide vollkommen gesund wären. Jedes Handbuch über Psychodynamik in der Erziehung zeigt Ihnen, welche Fehler Sie bei Zwillingen zu vermeiden haben.

Aber Ihre Söhne sind nicht mehr identisch, Mrs. Stanton. Der eine ist normal, gesund und lebhaft. Der andere ... nun, wie Sie wissen, ist er langsam, träge und gehandikapt. Sein Zustand mag sich mit der Zeit bessern, aber solange wir nicht wesentlich mehr über solche Schäden wissen, bleibt er ein Invalide.«

Er hatte sie unaufhörlich beobachtet, um gegen weitere Gefühlsausbrüche gewappnet zu sein, aber sie schien jetzt doch einigermaßen ruhig zuzuhören.

»Das ist das Problem bei Strahlungsschäden, Mrs. Stanton«, fuhr er fort. »Selbst, wenn es uns gelingt, das Leben des Opfers zu retten, können wir ihm nicht immer seine Gesundheit wiedergeben.

Sie werden wohl begreifen, welche psychischen Störungen das bei einem solchen Zwillingspaar hervorrufen kann. Der kranke Junge neigt dazu, sich mit dem gesunden zu identifizieren, und seltsamerweise geht es auch umgekehrt so. Wenn sie während der entscheidenden Jahre nicht richtig behandelt werden, Mrs. Stanton, kann sich das auf ihr Gefühlsleben äußerst ungünstig auswirken.«

»Ich ... ich glaube, ich verstehe Sie schon, Doktor«, sagte die junge Frau. »Aber worauf soll ich denn besonders achten? Was ist unbedingt zu vermeiden?«

»Zuerst möchte ich Ihnen raten, einen guten Spezialisten für psychische Entwicklung zuzuziehen«, meinte der Arzt. »Ich selbst möchte nicht gerne Vorschläge machen. Das ist nicht mein Fachgebiet. Ich kann aber sagen, daß sich die meisten Schwierigkeiten aus der Tendenz solcher Zwillinge ergeben, in eines von zwei Extremen zu geraten.

In dem einen Extremfall haben Sie es mit gegenseitiger Abneigung zu tun. Sie entsteht, wenn das kranke Kind auf die Gesundheit des anderen eifersüchtig wird, während umgekehrt das gesunde Kind die besondere Zuneigung und Aufmerksamkeit, die seinem verkrüppelten Bruder bezeigt wird, in die Eifersucht treibt.

Im anderen Extremfall kann sich der gesunde Junge so sehr mit seinem Bruder identifizieren, daß er jeden Schmerz, jede Vernachlässigung, die sein kranker Bruder hinnehmen muß, sei sie nun eingebildet oder wirklich, mitfühlt. Er wird übermäßig besorgt und kümmert sich zuviel um den anderen. Zur selben Zeit wird sich der kranke Bruder völlig von dem gesunden abhängig zu machen.

In beiden Situationen findet eine ständige Rückübertragung statt, die den Zustand immer mehr verschlimmert. Es bedarf sorgfältiger Beobachtung und vorsichtiger Anwendung der erforderlichen Maßnahmen, um das Abgleiten in einen der Extremfälle zu verhüten. Sie brauchen die Hilfe eines Experten, wenn Sie dafür Sorge tragen wollen, daß bei beiden Jungen die vorhandenen Fähigkeiten voll zum Tragen kommen.«

»Ich verstehe«, sagte die Frau. »Könnten Sie mir einen guten Mann auf diesem Gebiet nennen, Doktor?«

Der Arzt nickte und griff nach einem Buch auf seinem Schreibtisch. »Ich nenne Ihnen einige Namen. Sie können sich dann für den Mann entschließen, der Ihnen am meisten zusagt. Sprechen Sie aber dabei mit allen, ehe Sie eine Entscheidung treffen. Sie sind alle sehr tüchtig. Es gibt auch viele fähige Frauen auf diesem Gebiet, aber ich halte es doch für besser, wenn ein Mann den Fall übernimmt. Sollte allerdings einer der Experten eine Frau vorschlagen, dann folgen Sie seinem Rat. Wie gesagt, es handelt sich hier nicht um mein Spezialgebiet.«

Er öffnete das kleine Buch und begann darin zu blättern.

Das Abbild des Neip auf dem leuchtenden Bildschirm war klar und in allen Einzelheiten erkennbar. Man kann sich vorstellen, dachte Stanton, man blicke durch ein Fenster in die Zufluchtsstätte des Neip. Nur die enorme Tiefenschärfe des verwendeten Objektivs verlieh dem Bild etwas Unwirkliches. Vorder- und Hintergrund traten gleichermaßen scharf in Erscheinung.

Wie ein Traumungeheuer bewegte sich der Neip in Zeitlupe, wodurch Stanton den Eindruck gewann, der Fremdling bewegte sich in einem dichteren, schwereren Medium als Luft, an einem Ort, dessen Schwerkraft die der Erde nicht erreichte. Mit bedächtiger Langsamkeit schlossen sich die Finger einer seiner Hände um den Griff eines seltsam geformten Werkzeugs und hoben es langsam von der Fläche, an der er arbeitete.

»Das ist unsere bestplacierte Kamera«, sagte Colonel Mannheim, »aber auch von den anderen fangen wir einige Einzelheiten ein, die dieser hier entgehen. Das Dumme ist, daß wir niemals genug Kameras dort haben – solange wir Wände, Boden und Decke nicht damit bepflastern, und selbst dann würden wir vermutlich nicht alles aufnehmen können. Es ist ja schließlich nicht so, als hätten wir einen Experten vor der Kamera, der sich bemüht, seine Fähigkeiten zu demonstrieren. Ein Experte arbeitet für die Kamera; er verdeckt keine seiner Bewegungen. Der Neip jedoch...« Er ließ den Satz unvollendet und schüttelte bedrückt den Kopf.

Stanton verengte seine Augen. Die Bewegungen des Neip schienen seinem beschleunigten Auffassungsvermögen unerträglich langsam. »Geht es nicht ein bißchen schneller?« meinte er. »Ich möchte mir ansehen, wie er sich in Wirklichkeit bewegt, und bei diesem Tempo ist das ganz unmöglich.«

»Gewiß.« Der Colonel wandte sich an den Techniker, der das Gerät bediente. »Beschleunigen Sie die Aufzeichnung auf Normalgeschwindigkeit. Wenn sich Mr. Stanton irgend etwas genauer ansehen möchte, können wir uns die Stelle ja ein zweitesmal zeigen lassen.«

Wie auf einen Befehl des Colonel schien sich der Neip ein wenig zu schütteln, um dann mit größerer Geschwindigkeit seine Arbeit fortzusetzen.

»Was tut er da eigentlich?« fragte Stanton. Der Neip hantierte an einem merkwürdig aussehenden Kasten herum, der vor ihm auf dem Boden stand.

Der Colonel hob den Zeigefinger. »Er hat einen Schraubenzieher mit einem Kopf von L-förmigem Querschnitt und bohrt damit in dem Kasten herum. Was er da eigentlich anstellt, weiß der Himmel«, sagte er mißgelaunt.

Stanton wandte für einen Moment den Blick vom Bildschirm, um sich die anderen Männer anzusehen, die im Zimmer waren. Einige von ihnen starrten auf den Schirm, aber die meisten schienen Stanton zu beobachten, obwohl sie sofort wegsahen, als sie seinem Blick begegneten. Die einzige Ausnahme war Dr. George Yoritomo, der ihn zuversichtlich anlächelte.

*Sie wollen einmal sehen, was mit diesem vielgerühm-*

*ten Supermann eigentlich los ist, dachte Stanton. Na ja, kann man ihnen nicht einmal übelnehmen.*

Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Bildschirm zu.

Das war also das Versteck des Neip. Er fragte sich, ob es wohl so eingerichtet war wie die Wohnung eines Neip auf jenem Planeten, von dem das vielbeinige Wesen hierhergekommen war. Wahrscheinlich bestand hier dieselbe Ähnlichkeit wie zwischen Robinson Crusoes Quartier und einem englischen Bürgerhaus im neunzehnten Jahrhundert.

Mobiliar als solches gab es nicht. Infolge seiner geringen Höhe brauchte der Neip weder Tisch noch Werkbänke; seine ganze Arbeit lag auf dem Boden ausgebreitet, jedoch so säuberlich und pedantisch genau ausgerichtet, daß viele menschliche Techniker überrascht gewesen wären. Aus dem gleichen Grund brauchte er keine Stühle, und, da wirklicher Schlaf eine Art metabolischer Ruhe war, die er offensichtlich für unnötig hielt, bedurfte er auch keines Betts. Einem schlafähnlichen Zustand am nächsten kam seine Gewohnheit, mitten in der Arbeit aufzuhören und über Zeiträume hinweg still dazusitzen, die zwischen einigen Minuten und mehreren Stunden schwankten. Manchmal blieben seine Augen während dieser Zeit offen, manchmal waren sie geschlossen. Man konnte schwer entscheiden, ob er schlief oder nachdachte.

»Die Schwierigkeit bestand darin, überhaupt Kameras dort hinein zu bringen«, sagte Colonel Mannheim. »Deswegen ist uns soviel von seiner früheren Arbeit ent-

gangen. Da! Sehen Sie sich das an!« Sein Finger deutete auf das Bild.

»Sie meinen das Gerät, an dem er arbeitet?«

»Ja. Es sieht aus wie eine Meßanlage, aber wir wissen nicht, ob es sich um ein Testinstrument oder um einen integrierenden Bestandteil der Maschine handelt, die er baut. Die ganze Maschine könnte nur ein Testinstrument für etwas gänzlich anderes sein. Vielleicht aber auch eine Maschine, mit der sich Teile für eine andere Maschine herstellen lassen. Schließlich mußte er ganz von vorne anfangen, um Werkzeuge zu machen, mit denen er seine Geräte bauen konnte, verstehen Sie.«

Dr. Yoritomo meldete sich erstmals zu Wort. »So schlimm wird es nun doch wohl auch wieder nicht sein, wie, Colonel? Wir dürfen nicht vergessen, daß er sich auf unsere Technologie stützen kann. Wenn er vor zwei- oder dreihundert Jahren auf der Erde gelandet wäre, hätte er überhaupt nichts anfangen können.«

Der Colonel lächelte den großen, schlanken Mann an. »Zugegeben«, meinte er freundlich, »aber es steht doch wohl fest, daß ihm unsere Technologie teilweise so fremd ist, wie seine Technologie in Einzelheiten uns. Erinnern Sie sich, wie er sich die Mühe machte, eine Pentodenröhre für eine Aufgabe zu bauen, die durchaus von Transistoren zu erfüllen war, in deren Besitz er sich längst hätte setzen können. Sein Wissen in der Festkörper-Physik scheint eineinhalb Jahrhunderte hinter dem unseren herzuhinken.«

Stanton hörte zu. Dr. Yoritomo war einer seiner Ausbilder.

*Psychologie fremder Lebewesen*, dachte Stanton. *Seminarlehrgang. Die geistigen Kräfte des Neip, oder: Wie man den Feind überlistet, in zwölf Lehrgängen. Referent: Dr. George Yoritomo.*

Das Lächeln auf Yoritomos Gesicht war strahlend, aber er hob warnend den Zeigefinger: »Ah, ah! Colonel! So leicht dürfen wir nicht in die Falle gehen. Erinnern Sie sich an den Apparat, den er vergangenes Jahr gebaut hat? Das Ding, mit dem er in Bagdad die Leute blendete? Es enthielt fünf perfekte Smaragde, untereinander verbunden durch Silberdraht. Na?«

»Stimmt«, gab der Colonel zu. »Sie sind aber nicht so verwendet worden, wie wir Halbleiter einsetzen würden.«

»Sicher nicht. Aber das Ding funktionierte, nicht wahr? Er hat ein Wissen in der Festkörper-Physik, das uns abgeht, und umgekehrt.«

»Wer hat denn nun nach Ihrer Meinung einen Vorsprung?« erkundigte sich Stanton. »Ich denke da nicht nur an die Festkörper-Physik, sondern an die Wissenschaften insgesamt.«

»Das ist eine Frage, die sich schwer beantworten läßt«, sagte Dr. Yoritomo nachdenklich. »Offen gestanden würde ich wetten, daß seine Technologie umfassender ist als die unsrige – jedenfalls hinsichtlich der Naturwissenschaften.«

»Da stimme ich zu«, meinte Mannheim. »Er hat Dinge in seinem Versteck, die –« Er verstummte und schüttelte langsam den Kopf, als finde er keine Worte.

»Ich möchte eines sagen«, fuhr Yoritomo fort. »Wie groß seine technologischen Fähigkeiten auch sein mögen,

unser Freund hat Mut und nochmals Mut. Und Geduld.« Er lächelte schwach und fügte hinzu: »Von unserem Standpunkt aus gesehen.«

Stanton sah ihn fragend an. »Wie meinen Sie das? Ich wollte mich Ihrer Meinung anschließen, bis Sie diesen kleinen Zusatz machten. Was hat der Standpunkt damit zu tun?«

»Alles, würde ich sagen«, erwiderte Yoritomo. »Schließlich kommt es stets darauf an, wie jemand ausgerüstet ist. Ein Mann, der zum Beispiel in ein brennendes Gebäude rennt, um ein Leben zu retten, obwohl er nur Straßenkleidung trägt, verfügt über sehr viel Mut. Ein Mann, der mit einem Nullotherm-Anzug versehen dasselbe tut, ist eine unbekannte Quantität. Von der Handlung allein aus vermag niemand zu entscheiden, ob er Mut hat oder nicht.«

Stanton glaubte zu erkennen, worauf der Wissenschaftler hinauswollte. »Aber Sie sprechen jetzt nicht von technologischem Rüstzeug«, meinte er.

»Natürlich nicht. Ich rede von persönlichem Gepäck.« Er wandte sich halb dem Colonel zu. »Colonel Mannheim, glauben Sie, daß auf Seiten von Mr. Stanton Mut erforderlich wäre, sich gegen Sie auf ein Pistolenduell einzulassen?«

Der Colonel grinste. »Ich sehe, was Sie meinen.«

Stanton schnitt eine Grimasse. »Ich auch. Nein, von Mut könnte da keine Rede sein.«

»Wenn Sie dagegen Mr. Stanton herausfordern würden«, fuhr Yoritomo fort, »beweise das, daß Sie mutig sind?«

»Nein. Man könnte von Tollkühnheit, Dummheit oder Wahnsinn reden – aber nicht von Mut.«

»Na also«, meinte Yoritomo lächelnd. »Keiner von Ihnen beiden kann beweisen, daß er Mut genug hat, sich dem anderen zum Kampf zu stellen. Oder doch?«

Mannheim lächelte und schwieg. Stanton durchdachte das Problem jedoch mit gewohnter Gründlichkeit.

»Einen Augenblick«, sagte er. »Das hängt von den Umständen ab. Unterstellen wir, Colonel Mannheim wüßte, daß er das Leben einer wichtigen Person retten könnte, wenn er mich zum Kampf zwingt – sagen wir lieber, das Leben vieler Menschen –, was ist dann?«

Yoritomo nickte. »Genau. Das habe ich gemeint, als ich vorhin vom Standpunkt sprach. Ob der Neip Mut, Geduld oder irgendein anderes menschliches Gefühl hat, hängt von zwei Dingen ab: seinen eigenen Fähigkeiten und der Frage, über wie viele Informationen er tatsächlich verfügt. Ein Mann kann jede Handlung furchtlos ausführen, wenn er weiß, daß ihm nichts passieren wird – oder auch, wenn er nicht weiß, daß ihm etwas zustoßen kann.«

Stanton dachte darüber nach.

Der Neip regte sich nicht mehr. Er hatte sich in seine ›Schlafstellung‹ begeben – obgleich die violetten Augen offenstanden. »Schalten Sie ab«, befahl Colonel Mannheim dem Techniker. »Aus dieser Aufzeichnung können wir nicht mehr viel lernen.«

Als das Bild verschwand, sagte Stanton: »Ist es Ihnen tatsächlich gelungen, eines der von ihm hergestellten Geräte nachzubauen, Colonel?«

»Ja, einige«, erwiderte Mannheim. »Auf der ganzen Welt studieren die Spezialisten diese Aufzeichnungen. Wir haben den Vorteil, jeden Schritt des Neip beobachten zu können, und wir kennen die Materialien, die er bei seiner Arbeit verwendet. Trotzdem stehen die Wissenschaftler oft vor einem Rätsel. Können Sie sich vorstellen, welche Aufgabe es für James Maxwell gewesen wäre, nach solchen Aufzeichnungen ein modernes Fernsehgerät zu bauen?«

»Ich denke schon«, meinte Stanton.

»Sie sehen also, warum wir uns auf Sie verlassen«, sagte Mannheim.

Stanton nickte. Die Erkenntnis, daß er tatsächlich einen Brennpunkt der menschlichen Geschichte darstellte, daß die Zukunft der Menschheit in weitem Maße von ihm abhing, lastete schwer auf seinen Schultern, gab ihm andererseits auch Kraft und Mut.

»Und jetzt gebe ich Sie an Dr. Yoritomo weiter«, sagte der Colonel. »Er wird Ihnen viel nützlicher sein können als ich.«

Das Mädchen hatte jenen seltsam gleitenden Gang, der für den Aufenthalt unter geringer Schwerkraft typisch war; die Geschicklichkeit und Grazie des Mädchens ließen erkennen, daß es mit solchen Verhältnissen wohlvertraut war. Den drei Männern, die mit ein paar Schritten Abstand folgten, kam die Schwerkraftwirkung derart geringfügig vor, daß sie kaum zu existieren schien, obgleich sie in Wirklichkeit knapp über ein Viertel der Erdschwerkraft betrug und damit die aller anderen Planetoiden im Gürtel weit übertraf. Die Männer verspürten leichte Übelkeit vor allem deswegen, weil sie keinerlei Erfahrung mit wirklich niedriger Schwerkraft hatten – der größte Planetoid im Gürtel hatte eine Oberflächenschwere, die nur ein Achtel dessen ausmachte, was sie jetzt am eigenen Leib erfuhren, und nur ein Zweiunddreißigstel der gewohnten Erdschwere.

Der Planetoid, auf dem oder vielmehr in dem sie sich befanden, war im ganzen Gürtel unter dem Namen ›Needle‹ bekannt; er erreichte auch nicht annähernd die Größe Ceres'. Die verhältnismäßig große, nach außen gerichtete Schwerkraft an der Oberfläche dieses winzigen Himmelskörpers wurde durch seine Eigenrotation vorgetäuscht. Auf seiner Umlaufbahn, die weit über die Marsellipse hinausschwang, drehte er sich mit beachtlicher Geschwindigkeit um seine Achse. Die dadurch ausgelösten Trägheitskräfte übertrafen das schwache Schwerfeld seiner Masse bei weitem. Er bestand aus Nickel-

Eisen, hatte etwa die Form einer Kugel, einen Durchmesser von einem Kilometer und war, wie die anderen bewohnten Planetoiden des Gürtels, mit Waben aus Korridoren und Zimmern ausgestattet, die man unmittelbar aus dem Metall herausgefräst hatte. Die Gänge und Räume waren jedoch anders als bei den übrigen Planetoiden angeordnet; ›Needle‹ vollendet in nicht ganz eineinhalb Minuten eine Achsendrehung; die daraus entstehende Zentrifugalkraft kehrte ›oben‹ und ›unten‹ um, so daß man im Innern des Planetoiden das Zentrum stets über sich hatte. Diese Tatsache verstärkte die Unsicherheit der drei Besucher von der Erde. Sie wußten, daß sich wenige Stockwerke unter ihnen die unermeßliche Leere des Weltraums ausbreitete.

Das Mädchen, dem solche Gedanken durchaus fremd waren, blieb vor einer Tür stehen und öffnete sie. »Mr. Martin«, sagte es, »hier sind die Herren, mit denen Sie eine Besprechung vereinbart hatten. Mr. Gerrol, Mr. Vandenbosch, Mr. Nguma.« Sie rief jeden Namen auf, sobald der Betreffende das Zimmer betrat.

»Meine Herren«, sagte es abschließend, »das ist Mr. Stanley Martin.« Dann schloß es leise die Tür und verschwand.

Der junge Mann hinter dem Schreibtisch erhob sich lächelnd, als die drei Männer eintraten und schüttelte jedem freundlich die Hand. »Nehmen Sie Platz, meine Herren«, sagte er und wies auf drei massive Sessel, die magnetisch am Nickel-Eisen-Boden des Zimmers befestigt waren.

»Nun«, sagte er jovial, als die drei sich gesetzt hatten,

»wie war die Reise?«

Er beobachtete sie prüfend, während sie seine Fragen höflich beantworteten. Bisher hatte er sie nur aus dem Briefwechsel gekannt; zum erstenmal konnte er sich einen persönlichen Eindruck verschaffen.

Barnabas Nguma, ein Riese, dessen dunkelbraune Haut und Augen in seltsamem Kontrast zu dem schimmernden Weiß des krausgelockten Haares standen, lächelte ihn an, aber die Sorgenfalten um seine Augen blieben. »Recht angenehm, danke, Mr. Martin. Allerdings war ich auf diese minimale Schwerkraft hier nicht vorbereitet.«

»Na ja«, meinte Stefan Vandenbosch, »so schlimm ist es gar nicht, wenn man sich einmal daran gewöhnt hat. Solange keine Schwankungen auftreten, macht mir das nichts aus.« Er war ein mittelgroßer, dicklicher Mann mit blondem, an den Schläfen bereits grau schimmerndem Haar und blaßblauen Augen, die seinem Gesicht einen Ausdruck kindlicher Unschuld verliehen.

Arthur Gerrol, der dritte, war beinahe so hellhäutig wie Vandenbosch. Sein schütteres Haar war hellbraun, seine Augen dunkelgrau und die Falten in seinem scharfgeschnittenen, kantigen Gesicht verrieten grimmige Entschlossenheit. »Richtig, Stefan. Es liegt nicht eigentlich an der niedrigen Schwerkraft. Die ständigen Veränderungen bringen uns aus der Ruhe. Wir gingen von 1 g auf null, als das Schiff am Pol hier zur Landung ansetzte. Als wir dann hier herunterkamen, stieg die Schwerkraft wieder, ebenso wie diese ... wie nennen Sie sie? Corioliskraft? Ja, die meine ich. Ich hatte dauernd das Gefühl,

daß sich der ganze Raum um mich dreht.« Als ihm auf-  
fiel, was er gesagt hatte, lachte er.

Der Mann hinter dem Schreibtisch lachte mit. »Ja, an-  
fangs ist es ein bißchen strapaziös, aber die Rotation er-  
zeugt soviel Schwerkraft, daß man sich wohl fühlen kann  
dabei, sobald man sich einmal daran gewöhnt hat. Das ist  
einer der Gründe, warum man ›Needle‹ ausgewählt hat.  
Als Finanzzentrum des Gürtels bekommen wir sehr viele  
Besucher von der Erde, und an ein Viertel g paßt man  
sich wesentlich leichter an als an ein Fünfzigstel.« Er  
warf einen Blick auf die beiden anderen Männer und sag-  
te: »Also, meine Herren, in welcher Weise kann Ihnen  
Lloyds von London behilflich sein?«

Er verwendete absichtlich diesen Ausdruck, um ihnen  
die Erwähnung des Themas, das sie beschäftigte, zu er-  
schweren.

Nguma brach das kurze Schweigen. »Ganz einfach,  
Mr. Martin, wir sind hierhergekommen, um Ihnen den  
Fall persönlich darzulegen. Wir brauchen nicht Lloyds –  
sondern Sie.«

»Sie beziehen sich auf unseren Schriftwechsel über  
den Neip, Mr. Nguma?«

»Natürlich. Wir glauben –«

Der Mann hinter dem Schreibtisch fiel ihm ins Wort.  
»Mr. Nguma, haben Sie weitere Informationen?« Seine  
Miene schien anzudeuten, daß solche Angaben will-  
kommen waren, ihn aber keinesfalls in seiner Meinung  
erschüttern konnten.

»Genau das ist es ja, Mr. Martin«, sagte Nguma, »wir  
wissen nicht, ob unsere kleinen Informationsbröckchen

überhaupt irgendeinen Wert besitzen.«

Der Mann hinter dem Schreibtisch lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Ich verstehe«, sagte er leise. »Was wollen Sie eigentlich von mir, Mr. Nguma?«

Nguma sah ihn überrascht an. »Das habe ich Ihnen doch längst geschrieben, Sir! Sie werden als fähigster Detektiv im gesamten Sonnensystem anerkannt – ohne jede Einschränkung. Wir brauchen Sie, Mr. Martin! Die Erde braucht Sie! Dieses Ungeheuer raubt und mordet nun seit zehn Jahren! Männer, Frauen und Kinder sind wie Schlachtvieh hingemetzelt worden! Sie müssen uns bei der Suche nach diesem furchtbaren Wesen helfen!«

Bevor eine Antwort überhaupt möglich gewesen wäre, beugte sich Arthur Gerrol vor und sagte ernst: »Mr. Martin, wir vertreten hier nicht nur Geschäftsleute, die beraubt worden sind. Wir vertreten auch Hunderte und Aberhunderte von Menschen, deren Freunde und Verwandte von dieser Bestie ermordet wurden. Kleine Leute, Mr. Martin. Gewöhnliche Leute, die dem Terror eines übermenschlichen Wesens hilflos ausgeliefert sind. Es geht hier nicht um Geld oder geraubte Waren – es geht um Menschenleben, Mr. Martin.«

»Und die Toten sind nicht die einzigen, für die wir sprechen«, ergriff Vandenbosch das Wort. »Wenn dieses Untier nicht beseitigt wird, werden immer mehr Menschen ihr Leben lassen müssen. Wer weiß schließlich, wie lange eine solche Bestie lebt? Das kann niemand sagen!« Seine Hand fuhr durch die Luft. »Der Neip macht vielleicht noch ein Jahrhundert, vielleicht länger, so weiter – er tötet, tötet, tötet!«

Der Detektiv sah sie eine Weile schweigend an. Diese drei Männer repräsentierten tatsächlich mehr als eine Gruppe von Unternehmern, deren Besorgnis über die Unfähigkeit der Regierung, des Neip habhaft zu werden, von Tag zu Tag wuchs; sie vertraten mehr als einige hundert oder auch einige tausend Menschen, die von den Aktionen des Neip unmittelbar betroffen waren. Sie standen für die wachsende Unruhe der Menschen überhaupt. Selbst hier draußen im Asteroidengürtel ließ sich das bereits spüren, obwohl der Neip während der letzten zehn Jahre keinerlei Neigung gezeigt hatte, die Erde zu verlassen. Warum hatte man die Bestie nicht gefunden? Warum konnte man sie nicht vernichten? Warum waren alle ihre Raubzüge erfolgreich?

Die Anzahl der Opfer üblicher Unfälle überstieg die Gesamtzahl der vom Neip getöteten Menschen bei weitem, aber nirgends schlossen sich die Menschen zusammen, um dem Unfalltod Einhalt zu gebieten. Er galt als bekannter Faktor, beinahe als Freund; der Neip dagegen galt als das Furchtbare schlechthin.

»Ich bedaure, meine Herren«, erklärte der Detektiv, »aber seit meinem letzten Schreiben hat sich meine Meinung nicht geändert; ich kann die Aufgabe nicht übernehmen. Ich fliege nicht zur Erde.«

Jeder der drei Männer hörte die Entschlossenheit in seiner Stimme, die Endgültigkeit seiner Worte. Am eisenharten Willen dieses Mannes gab es keinen Zweifel. Sie wußten, daß ihn nichts umstimmen konnte – nichts jedenfalls, was zu tun in ihrer Macht stand.

Aber sie durften sich die Niederlage nicht eingestehen.

So stark die Überzeugung von der Sinnlosigkeit ihrer Bemühungen auch war, sie mußten es versuchen.

Nguma zog eine Brieftasche aus dem Jackett, öffnete sie und entnahm ihr ein Dokument, das in einer Ecke ein erhabenes Siegel trug. Er legte das Blatt auf den Schreibtisch.

»Würden Sie sich das einmal ansehen, Mr. Martin?« sagte er.

Der Detektiv nahm das Dokument und betrachtete es. Seine Miene veränderte sich nicht. »Zweihundertfünfzigtausend«, sagte er in einem Ton, der nicht mehr als höfliches Interesse verriet. »Eine blanke Viertelmillion. Das ist sehr viel Geld.«

»Allerdings«, erwiderte Nguma. »Wie Sie sehen, ist diese Summe in der hiesigen Zweigstelle der Bank von England deponiert worden. Die Überweisung auf Ihr Konto erfolgt, sobald Sie sich bereit erklären, zur Erde zu fliegen, um den Neip zu finden und zu töten.«

Der Detektiv sah auf. Er hatte gewußt, daß die drei Männer im Bankbüro erschienen waren, und es war ihm nicht schwergefallen, den Zweck dieses Besuches zu erraten. Die Höhe der Summe überstieg allerdings seine Vermutungen bei weitem.

»Eine Viertelmillion nur für die Einwilligung?« fragte er. »Und was ist, wenn ich ihn nicht erwische?«

»Wir vertrauen Ihnen, Mr. Martin«, sagte Nguma. »Wir kennen Ihren Ruf. Wir wissen, was Sie bisher geleistet haben. Die Polizei hat nichts erreicht. Sie steht vor einem Rätsel, und das seit zehn Jahren. Auch in Zukunft wird sich daran nichts ändern. Für Leute im Verwal-

tungsdienst ist der Neip einfach zu schlau. Wenn Sie die Aufgabe übernehmen, wissen wir, daß der scharfsinnigste Mann des Sonnensystems dem Neip auf der Spur ist. Wenn Sie ihn nicht finden können ...« Er breitete die Arme aus.

Der Detektiv legte das Zertifikat auf den Schreibtisch und schob es Nguma zu. »Das ist sehr schmeichelhaft, Sir. Im Ernst. Ich wünschte, es gäbe eine diplomatischere Art des Neinsagens – aber ich kann Ihnen keine andere Antwort geben.«

»Die gleiche Summe wird auf Ihr Konto überwiesen, sobald Sie den Neip entweder gefangen oder getötet haben, oder, wenn Sie sein Versteck ausgemacht haben, sobald es Regierungsbeauftragten gelungen ist, ihn einzufangen oder zu töten«, sagte Nguma.

»Insgesamt also eine halbe Million«, warf Gerrol ein. »Wir haben harte Arbeit geleistet, um diese Summe aufzubringen, Mr. Martin. Sie sollte genügen.«

Der Detektiv beherrschte sich mühsam; er unterdrückte seinen Zorn jedoch nicht völlig, als er sagte: »Mr. Gerrol ... es ist keine Frage des Geldes. Ihr Angebot ist mehr als großzügig.« – »Es ist unser letztes«, erklärte der andere rundheraus.

»Das hoffe ich, Mr. Gerrol«, sagte der Detektiv kalt. »Das hoffe ich sehr. In den letzten sechs Monaten haben Sie und Ihre Organisation versucht, mir diesen Job aufzudrängen. Ich erkenne die Aufrichtigkeit Ihrer Bemühungen durchaus an, das dürfen Sie mir glauben. Und ich fühle mich, wie gesagt, geehrt und geschmeichelt, daß Sie eine so hohe Meinung von mir haben. Auf der ande-

ren Seite kann man Ihre Methoden nun gewiß nicht mehr als schmeichelhaft ansehen. Ich habe Ihr erstes Angebot über zwanzigtausend vor sechs Monaten abgelehnt. Seit-her erhöhen Sie immer wieder, bis Sie schließlich das Fünfundzwanzigfache der ursprünglichen Summe erreicht haben. Sie scheinen der Ansicht zu sein, daß ich noch mehr herausholen möchte. Ich habe mich bemüht, Ihnen das auszureden, aber offensichtlich interessiert Sie der Inhalt meiner Briefe nicht. Wenn ich mehr Geld gewollt hätte, als Sie ursprünglich anboten, wäre ich an Sie herangetreten. Ich hätte Ihnen einen Preis genannt. Das habe ich nicht getan. Ich lehnte rundweg ab. Das gilt auch jetzt noch. Ich sage: Nein. Schlicht, klar und ein für allemal ... nein!«

Nguma raffte sich als einziger zu einer Erwiderung auf. »Ich hätte gedacht«, sagte er ätzend, »daß Sie es für Ihre Pflicht hielten –«

Der Detektiv fiel ihm ins Wort. »Meine Pflicht bindet mich im Augenblick an meinen Arbeitgeber, Mr. Nguma. Ich bin festangestellter Ermittler bei Lloyds von London, Zweigbüro Asteroidengürtel. Ich beziehe ein Gehalt, das meinen Bedürfnissen völlig, und den darüber hinausgehenden Wünschen nahezu gerecht wird. Ich bin, zur Zeit wenigstens, mit meiner Arbeit zufrieden. Mein Arbeitgeber ist es auch. Bis einer von uns beiden seine Meinung ändert, nehme ich daher keinerlei Nebenarbeit an, soweit sie nicht auf Anweisung oder mit Genehmigung meines Arbeitgebers zustande kommt. Beides fehlt hier. Ich lege auch keinen Wert darauf. Das wäre alles, meine Herren. Guten Tag.«

»Aber das Geld ...«, sagte Nguma.

»Das Geld sollte bei der Bank abgehoben und auf die Erde zurückgebracht werden. Ich empfehle Ihnen, es den Leuten zurückzuerstatten, die es Ihrer Organisation gespendet haben. Sollte das nicht durchführbar sein, dann stellen Sie es den Regierungsbeamten zur Verfügung, die sich mit ihrer ganzen Kraft der Aufgabe widmen, auf die es Ihnen ankommt. Ich versichere Ihnen, daß sie mit dem Neip weitaus leichter fertig werden können als ich. Guten Tag, Mr. Nguma, Mr. Vandenbosch, Mr. Gerrol.«

Sie waren verletzt, verwirrt und wütend. Nur Mr. Barnabas Ngumas Miene ließ erkennen, daß er wenigstens annähernd begriffen hatte, was hier vorgegangen war. Als einziger fand er Abschiedsworte. »Guten Tag, Mr. Martin. Verzeihen Sie die Störung. Vielen Dank, daß Sie uns angehört haben«, sagte er würdevoll. Dann verließen die drei Männer das Zimmer, und die Tür fiel hinter ihnen ins Schloß.

Der Detektiv saß hinter seinem Schreibtisch und starrte die Tür an, als könne er durch sie hindurch die Männer den Korridor hinuntergehen sehen. Als seine Sekretärin einige Minuten später die Tür öffnete, war sein nachdenklicher Blick immer noch darauf gerichtet.

»Ist irgend etwas los, Mr. Martin?«

»Wie? O nein, nein. Nichts, Helen. Nichts. Ich war nur ein bißchen geistesabwesend. Haben Sie unsere Besucher hinausbegleitet?«

Sie glitt herein und schloß die Tür. »Na ja, keiner hat sich ein Bein gebrochen, wenn Sie das meinen. Aber dieser Mr. Gerrol kam mir vor, als stünde er kurz vor einem

Schlagenfall. Sie haben wieder abgelehnt?«

»Ja. Zum letztenmal, denke ich. Wirklich traurig, daß sie hierherkommen mußten, nur, um ein ›Nein‹ entgegenzunehmen. Sie hatten alle Hoffnungen auf mich gesetzt. Sie konnten einfach nicht glauben, daß ich ablehnen würde. Vielleicht durften sie es sich nicht eingestehen. Sie haben Angst, Helen – heillose, nervenzerfetzende Angst.«

»Ich weiß. Wenn ich nicht zu halbwegs damenhaftem Benehmen verpflichtet wäre, hätte ich diesen Gerrol ohne Raumanzug in eine Umlaufbahn geschossen.«

»So?«

»Er ließ durchblicken«, erklärte Helen wütend, »daß Sie ein Feigling seien, daß Sie sich an den Neip nicht heranwagten.«

Der Detektiv lachte in sich hinein. »Hoffentlich haben Sie nichts gesagt.«

»Ich mußte mich schon zusammennehmen«, gab sie zu. »Ich hätte ihm gern gesagt, daß man überall Waffen kaufen kann; soll er sich doch eine Pistole besorgen und auf die Jagd nach dem Neip gehen. Ich hätte sein Gesicht sehen mögen, wenn ich ihn gefragt hätte, wieviel Angst er vor dem Neip hat. Aber ich schwieg. Sie sprachen übrigens nicht mit mir, sondern miteinander.«

»Ich möchte wetten, daß Nguma nicht Gerrols Meinung war. Nguma hält mich nicht in physischer Beziehung für einen Feigling, sondern in moralischer.«

»Woher wissen Sie das?«

»Intuition. Es ließ sich aus seinem Benehmen und seiner Redeweise entnehmen. Der Mißerfolg ging ihm mehr

zu Herzen als den anderen, weil er das Gefühl hatte, nun sei jede Hoffnung dahin. Er war völlig davon überzeugt, ich sei persönlich der Ansicht, der Neip lasse sich nicht besiegen – weder von mir noch von irgendeinem anderen. Er vermutet, ich hätte das Angebot abgelehnt, weil ich wüßte, daß ein Mißerfolg unvermeidlich sei; und ich hätte keine Lust, meinen guten Ruf durch einen Fehlschlag mit kaum vorstellbaren Konsequenzen aufs Spiel zu setzen.«

»Das ist doch lächerlich«, sagte sie wütend.

Der Detektiv entdeckte in ihrer Stimme einen seltsamen Unterton. *Sie denkt dasselbe wie Nguma*, dachte er, *aber sie will es nicht wahrhaben. Vielleicht hat sie recht. Vielleicht haben sie beide recht.* Laut sagte er: »So, das wäre geschafft. Jetzt können wir uns wieder an die Arbeit machen.«

»Ja, Sir. Wollen Sie die Unterlagen über BenChaim noch einmal sehen?«

»Ja. Ich muß die Sache bis in die letzte Verästelung durchdenken, sonst sehen wir den Jungen nicht wieder.«

Sie ging zum Aktenschrank und holte mehrere umfangreiche Hefter heraus. »Wenn man sich vorstellt«, sagte sie, wie zu sich selbst, »wenn man sich vorstellt, daß man Sie von hier wegzerren will, während Sie an einem Fall von Menschenraub arbeiten! Die Leute müssen verrückt sein.«

*Vor sechs Monaten gab es diesen Fall noch nicht*, dachte der Detektiv. *Sie weiß, daß das nicht der Grund ist. Sie will sich nur etwas einreden. Warum habe ich abgelehnt?*

Er scheute vor diesem gefährlichen Thema zurück, und für einen Augenblick konnte er sich auf nichts konzentrieren.

Helen legte die Akten auf seinen Schreibtisch.

»Danke, Helen. Also, dann ...« Ich muß mich damit beschäftigen, dachte er. An das andere will ich überhaupt nicht mehr denken.

Colonel Walther Mannheim tippte mit einem massiven Finger auf die leuchtende Wandkarte. »Das ist seine Zufluchtsstätte«, sagte er. »Genau dort, wo sich diese Tunnels vereinigen.«

Bart Stanton betrachtete die Karte Manhattan Islands und die in allen Richtungen darüber hinweglaufenden farbigen Leuchtspuren. »Welchem Zweck haben diese Tunnels eigentlich gedient?« fragte er.

»Die Mehrzahl dem Schienentransport«, erwiderte der Colonel. »Die Insel wurde während des Krieges von einer Sonnenbombe getroffen und beinahe völlig dem Erdboden gleichgemacht. Als man die Stadt später wieder aufbaute, brauchte man natürlich keine unterirdischen Bahnen mehr. Sie wurden einfach geschlossen, dann gerieten sie in Vergessenheit.«

»Er versteckt sich direkt unter Government City«, sagte Stanton. »Unglaublich.«

»Früher war das hier einer der größten Seehäfen der Welt«, meinte Mannheim, »und er bestünde wohl heute noch, wenn der Trägheitsantrieb den Luftverkehr gegenüber dem Schiffstransport nicht wesentlich verbilligt und vereinfacht hätte.«

»Wie ist er denn nur auf diese Tunnels gestoßen?« fragte Stanton.

Der Colonel deutete auf das Nordende der Insel. »Nach dem Krieg kamen zuerst die wilden Tiere auf die Insel zurück; sie setzten vom Festland im Norden über.

Der Harlem River ist an dieser Stelle nicht sehr breit, wie Sie sehen. Genau dort war früher eine Brücke – also an der Inselfspitze. Sie war ins Wasser gestürzt, aber es waren noch genügend Überreste vorhanden, um den Tieren den Übergang zu gestatten. Infolge der felsigen Erhebungen an dieser Seite der Insel gab es Stellen, die der direkten Bombeneinwirkung entgangen waren, und dort begannen Gräser und Bäume zu wachsen. Als die Regierung die Hauptstadt im südlichen Teil der Insel errichtete, wurde daher beschlossen, dieses Gebiet als Tiergehege beizubehalten.« Sein Finger glitt über die Karte. »Die oberen fünf Kilometer der Insel, bis dorthin, wo sie breiter wird, sind ausschließlich den Tieren vorbehalten. An dieser Stelle trennt eine hohe Mauer das Gebiet von der Stadt. Die Ruinen der Brücken zwischen Festland und Insel sind abgetragen worden, damit auch keine Tiere mehr übersetzen können.

Zwei Jahre nach seiner Ankunft wäre der Neip beinahe gefaßt worden. Er hatte in Leningrad einen Gleiter gestohlen und war damit hierher geflogen. Laut Dr. Yoritomo und anderen Psychologen, die Wesen und Tätigkeit des Neip untersucht haben, hält er die Menschen anscheinend für hochdressierte Tiere. Er suchte damals wie heute nach den ›wirklichen‹ Herrschern der Erde. Er glaubte natürlich, sie in Government City finden zu können. Es erübrigt sich wohl, zu sagen, daß er sich täuschte«, ergänzte der Colonel nicht ohne Ironie.

»Aber man hat ihn gesehen?« fragte Stanton.

»Allerdings. Und man setzte ihm nach. Aber er entkam ohne Mühe nach Norden. Die Insel wurde von der

Südspitze bis zur Mauer abgesucht, und die Polizei wollte am Ende des dritten Tages nach seinem Auftauchen das Tiergehege Zentimeter für Zentimeter durchkämmen. Er überfiel jedoch eine chemische Fabrik in Nordpennsylvania und tötete zwei Männer. Man blies das Unternehmen ab.

Erst zwei Jahre später, nachdem ein sorgfältiges Studium seiner Raubzüge genügend Material zur Beurteilung geliefert hatte, kamen wir zu dem Schluß, daß er hier oben im Tiergehege eine Öffnung in einem der Tunnels entdeckt haben mußte.« Er wies wieder auf die Karte. »Wahrscheinlich sah er sofort, daß lange Zeit keine Menschen dort gewesen waren, und daß er auch in absehbarer Zukunft mit einem Besuch nicht zu rechnen brauchte. Als Stützpunkt gab es keinen idealeren Ort für ihn.«

»Wie kommt er hinaus und hinein?« erkundigte sich Stanton.

»So.« Der Colonel fuhr mit dem Finger an einer der roten Linien in südlicher Richtung entlang, bis er eine Stelle erreichte, die etwa drei Kilometer von der Südspitze der Insel entfernt war. Die Linie drehte abrupt zur Westküste der Insel ab, wo sie aufhörte. »Es gibt Tunnels, die an dieser Stelle den Hudson unterschreiten und hier in New Jersey auf der anderen Seite herauskommen. Er benützt nur einen von mehreren, der jedoch einen besonderen Vorteil bietet. Alle Tunnels stehen unter Wasser; sie stürzten ein, als die Druckwelle der Sonnenbombe-Explosion die Wasseroberfläche erreichte. Der Tunnel, den er benützt, hat ein Loch von solcher Größe, daß er hindurchschwimmen kann.

Trotz seines hohen Stoffwechselumschlags kann der Neip gewaltige Mengen Sauerstoff in seinem Körper speichern, wodurch er bis zu einer halben Stunde unter Wasser zu bleiben vermag, ohne zu atmen. Sobald er seine Tauchmaske trägt, wird er praktisch zum unabhängigen Unterseeboot. Der Druck scheint ihm nicht viel auszumachen. Er ist ein zäher Bursche.«

»Das muß ich mir merken«, sagte Stanton bedrückt. »Unter Wasser werde ich ihm möglichst kein Rennen liefern.«

»Nein«, sagte Mannheim. »Das würde ich an Ihrer Stelle auch nicht tun.«

Sie wußten beide, daß es um weit mehr ging. Trotz der beinahe wunderbar zu nennenden Leistung des neurophysikalischen Instituts gab es immerhin eine Grenze. Man konnte nur die Funktion der Ausrüstung verbessern, über die Stanton bereits verfügt hatte; hinzufügen vermochte man nichts.

Die Leistungsfähigkeit seiner Lungen war beträchtlich gesteigert worden, aber die Luftmenge hatte nur minimal zugenommen. Es gab keinen Weg, größeres Volumen zu schaffen, ohne das auf Kosten anderer Organe zu tun. Bei einem Wettbewerb im Atem-Anhalten mußte der Neip mit Vorsprung gewinnen, weil sein Körper, im Gegensatz zum menschlichen, Organe für die Sauerstoffspeicherung entwickelt hatte.

»Der Neip hat sein Versteck mit allen möglichen Alarmanlagen ausgestattet«, meinte Stanton. »Wie brachten Sie Ihre eigenen Aufnahmegeräte hinein, ohne sie auszulösen?«

»Zuerst wußten wir nicht genau, was er vorhatte; wir wußten ja nicht einmal mit Sicherheit, ob er sich wirklich in diesen Tunnels aufhielt. Wir vermuteten aber, daß er überall Alarmanlagen angebracht haben würde, wenn das zutraf – vielleicht sogar von einer Konstruktion, die wir nicht kannten. Aber dieses Risiko mußten wir eingehen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als ihn ständig zu beobachten.«

Er trat zu einem Tisch in der Nähe und öffnete ein Kästchen von etwa dreißig Zentimeter Länge und jeweils zwölf Zentimeter Breite und Tiefe.

»Sehen Sie das?« sagte er, als er ein Objekt aus dem Kasten nahm.

Es sah wie eine große Ratte aus. Tot, steif, unbeweglich.

»Unser Spion«, sagte Mannheim.

Die Ratte bewegte sich auf der verrosteten Schiene dahin, die durch den ganzen Tunnel lief. Einem menschlichen Wesen wäre der Tunnel von undurchdringlicher Dunkelheit erschienen, aber die kleinen Augen der Ratte sahen die Umgebung schwach leuchtend – durch die von der inneren Wärme des Zements und Stahls abgegebenen ultravioletten Strahlen. Die Hauptmenge der Strahlung kam von oben, wo die Sonnenhitze und die Wärme der Energiequellen in den Gebäuden an der Oberfläche durch die Tunneldecke drang. Hier und dort gab es jedoch noch wärmere Stellen, Punkte, die sich auf leuchtenden Beinen bewegten, die mit winzigen glühenden Schnauzen blindlings die Luft einsogen. Ratten.

Weiter lief die Ratte; ihre kleinen rosafarbenen Füße

trappelten beinahe lautlos über die oxydierte Metalloberfläche der Schiene. Ihren empfindlichen Ohren entgingen die Bewegungen und Quietschlaute der anderen Ratten nicht, aber sie kümmerte sich nicht darum. Mehrmals begegnete sie auf der Schiene anderen Ratten; die meisten spürten aber die Fremdartigkeit dieses Exemplars und huschten davon.

Einmal stieß sie auf eine Ratte, die den Weg nicht freigab. Hungrig, oder aus dem Zorn heraus, der bei Ratten unvermittelt auftritt, pfiff sie die Ratte an, die doch gar keine Ratte war. Mit entblößten gelben Zähnen kam sie näher.

Aber die Ratte, die doch keine Ratte war, verharrte plötzlich regungslos, die spitze kleine Nase auf den herandrängenden Feind gerichtet. Dann wurde ein Laut hörbar, ein kurzes, leises Zischen, als fiele ein kleiner Wassertropfen auf eine heiße Herdplatte. Aus dem linken Nasenloch der ›Ratte‹ schoß mit Geschwindigkeit eine winzige, gläsern aussehende Nadel heraus. Sie traf die angreifende Ratte mitten in die sichtbare, rosa-farbene Zunge.

Dann bewegte sich die ›Ratte‹ mit weit größerer Geschwindigkeit rückwärts, als es einer echten möglich gewesen wäre.

Eine Sekunde lang zögerte die echte Ratte; möglicherweise durchzuckte die Erkenntnis ihr winziges Gehirn, daß Ratten nicht auf diese Weise zu kämpfen pflegten. Dann, als die Nadel sich im Blutkreislauf auflöste, schloß sie die Augen und fiel um, rollte schlaff von der Schiene auf die verrottete Holzschwelle.

Die Ratte konnte wieder zu sich kommen, bevor sie von ihren Artgenossen gefunden und aufgefressen wurde – oder auch nicht. Die ›Ratte‹ setzte gleichmütig ihren Weg fort. Die menschliche, aus den Augen der ›Ratte‹ hervorblickende Intelligenz wünschte nur, zum Neip zu gelangen.

»So haben wir den Neip gefunden«, sagte Colonel Mannheim, »und so halten wir ihn auch unter Beobachtung. Wir haben über siebenhundert dieser ferngesteuerten Roboter an strategisch wichtigen Stellen dieser Tunnels versteckt, und wir können jederzeit weitere Exemplare hinunterschicken, aber es hat seine Zeit gedauert, bis alles so gut funktionierte. Jetzt können wir dem Neip überallhin folgen, solange er in den Tunnels bleibt. Wenn er die einzige ins Freie führende Öffnung im Nordteil der Insel benützt hätte, könnten wir ihn durch Vogelroboter verfolgen lassen. Aber –« er zuckte die Achseln – »leider haben wir das Unterwasserproblem immer noch nicht gelöst. Die Trägerwelle für die Fernsteuerungssignale reicht unter Wasser nicht weit genug.«

»Wie bringen Sie denn die Trägerwelle unter die Erde zu diesen Tunnels?« fragte Stanton. »Und wie hindern Sie den Neip daran, die Strahlung zu bemerken?«

Der Colonel grinste breit. »Einer von unseren Leuten hatte eine wirklich raffinierte Idee. Die alten stählernen Schienen dienen als Antennen für den Sender, und der Schwanz der Ratte fungiert als Empfangsantenne. Solange die Ratte auf der Schiene dahinkriecht, benötigen wir für die Steuerung nur einen minimalen Energiewert, den der Neip mit seinen Instrumenten niemals wahrnehmen

kann. Jede Ratte ist mit einer Batterie für die Fortbewegung ausgestattet, und in den Tunnels liegen überall alte kupferne Kabel herum, durch die wir Strom zur Aufladung der Batterien hinunterschicken können. Im Notfall dienen auch die Kupferkabel als Antennen. Bis dieses System voll ausgearbeitet war, verging natürlich viel Zeit, aber jetzt läuft alles wie am Schnürchen.«

Stanton rieb sich nachdenklich die Stirn. *Diese verfluchten Lücken in meinem Gedächtnis!* dachte er. Es war ihm peinlich, manchmal Fragen stellen zu müssen, die jeder Schüler beantworten kann.

»Gibt es denn keine Methoden, unter Wasser Objekte zu orten?« fragte er nach kurzer Pause.

»Doch«, erwiderte der Colonel, »mehrere sogar. Sie alle erfordern jedoch gebündelte Energie, die von dem gesuchten Objekt zurückgeworfen werden soll, und wir wagen sie nicht zu benutzen.« Er ließ sich auf einer Tischecke nieder und sah Stanton an.

»Das war von Anfang an unser größtes Problem«, meinte er ernst. »Der Neip darf nicht merken, daß er beobachtet wird. In den Tunnels selbst haben wir nur Dinge verwendet, die bereits vorhanden waren; hinzu kamen lediglich ein paar Kleinigkeiten, die wir unbedingt brauchten. Ein paar Drähte, ein winziges Relais; Dinge, die man an abgelegenen Stellen verbergen und denen man ein Aussehen geben kann, als lägen sie schon Jahrzehnte dort unten. Schließlich hat er in diesem Tunnel-Labyrinth seine eigenen Alarmanlagen eingerichtet, und wir hielten uns von seinen Detektorgeräten absichtlich fern. Er kennt die Ratten und ignoriert sie. Sie gehören

zur Umwelt. Aber wir wagen nichts zuzusetzen, das ihm verraten könnte, daß wir seinen Schlupfwinkel kennen. Bei dem geringsten Versehen sind Hunderte von Menschen umsonst gestorben.«

»Und wenn er zu lange dort unten bleibt, werden das vielleicht Millionen zu bezahlen haben«, erklärte Stanton ruhig.

Der Colonel starrte ihn grimmig an. »Deswegen müssen Sie Ihre Aufgabe bis in die kleinste Einzelheit genau kennen, wenn die Zeit zum Handeln kommt. Der gesamte Erfolg des Planes hängt von Ihnen, und nur von Ihnen, ab.«

Stanton wich dem Blick des Colonels nicht aus. *Das ist nicht wahr*, dachte er. *Ich werde nur einer aus einem Team sein. Und Sie wissen das auch ganz genau, Colonel Mannheim. Sie wollen die ganze Verantwortung auf einen anderen abschieben – auf einen stärkeren. Sie haben endlich jemanden entdeckt, den Sie in dieser Hinsicht für überlegen halten, und Sie möchten die Last abwälzen. Ich wäre froh, wenn ich auch so zuversichtlich sein könnte wie Sie ... aber ich kann es nicht.*

Laut sagte er: »Gewiß. Nicht tragisch. Ich brauche nur alles in Erwägung zu ziehen, was über den Neip bekannt ist, und alles einzukalkulieren, was man nicht weiß.« Dann lächelte er. »Nicht, daß ich einen anderen Weg wüßte«, meinte er.

### DRITTES ZWISCHENSPIEL

Mrs. Frobisher drückte die Steuertaste zur Entpolarisierung des Fensters im Frühstückszimmer und ließ das Licht der Morgensonne durch die jetzt durchsichtige Glasscheibe hereinschimmern. Sie wurde auf einen Vorgang drüben auf der anderen Straßenseite aufmerksam und sagte leise: »Larry, komm mal her.«

Larry Frobisher sah von seiner Morgenzeitung auf. »Was gibt es denn, Liebling?«

»Die Stanton-Kinder. Schau dir das an.«

Frobisher seufzte. »Wer sind die Stanton-Kinder, und warum soll ich sie mir ansehen?« Aber er erhob sich und trat ans Fenster.

»Siehst du – drüben auf dem Weg zum Spielplatz.«

»Ich sehe einen Jungen, der einen Rollstuhl schiebt, und drei Mädchen beim Seilhüpfen«, erwiderte Frobisher. »Oder haben sich die Stanford-Buben etwa als Mädchen verkleidet?«

»Stanton«, korrigierte sie ihn. »Sie sind erst vor kurzem in die Wohnung im ersten Stock eingezogen.«

»Wer? Die drei Mädchen?«

»Nein, sei nicht albern! Die beiden Stanton-Buben und ihre Mutter. Einer von ihnen sitzt im Rollstuhl.«

»Oh? Der arme Junge ist krank? Was soll daran so interessant sein?«

Der Junge, der den Rollstuhl schob, verschwand um eine Wegbiegung, und Frobisher kehrte zu seinem Frühstück zurück.

»Sie heißen Mart und Bart«, sagte seine Frau. »Sie

sind Zwillinge.«

»Ich frage mich nur, warum die Mutter keinen Selbstfahrer für den Jungen kauft, statt den Bruder schieben zu lassen«, meinte Frobisher.

»Der arme Junge kann den Stuhl nicht steuern, mein Lieber«, erwiderte Mrs. Frobisher, die immer noch zum Fenster hinausstarrte. »Mit seinem Nervensystem ist irgend etwas nicht in Ordnung. Wie ich gehört habe, soll er im Alter von zwei Jahren eine große Strahlungsdosis erwischt haben. Deswegen ist der Stuhl auch mit so vielen Instrumenten ausgerüstet. Sogar sein Herzschlag muß elektronisch gesteuert werden.«

»Traurig«, sagte Frobisher und spießte ein Würstchen auf. »Das ist sicher für beide eine Qual.«

»Wie meinst du das?«

»Na ja, ich meine, zum Beispiel ... warum gehen sie denn zum Spielplatz? Um zu spielen, nicht wahr; der gesunde Junge muß seinen Bruder mitnehmen. Er kann nicht einfach davonrennen, sein Bruder muß dabeisein. Das ist doch eine Last für ihn, nicht?«

Mrs. Frobisher drehte sich um. »Na hör mal, Larry! Das überrascht mich aber. Im Ernst! Bist du denn nicht der Meinung, daß der Junge sich um seinen Bruder kümmern sollte?«

»Oh, Liebling, so war das doch nicht gemeint. Es ist für beide schwierig. Der Junge im Stuhl muß dabeisitzen und seinem Bruder beim Baseballspielen zusehen; er kann nie mittun. Wie gesagt, eine Qual für beide.«

»Na ja, das ist sicher richtig. Willst du noch Kaffee?«

»Danke, ja, Liebling. Und eine Scheibe Toast, bitte.«

Wie eine häßliche, bizarre Steinfigur kauerte der Neip regungslos auf dem im Schatten liegenden Dach des kleinen Gebäudes. Ein Vorsprung des Ansaugers für die Klimaanlage war breit genug, ihn vor Blicken aus der Luft zu schützen, während die Dunkelheit des Dachs die Passanten auf der Straße daran hinderte, jene vier violetten Augen zu erkennen, die alle Vorgänge im Laden gegenüber beobachteten.

Dort brannte noch Licht; der helle Widerschein fiel durch die breiten Schaufenster auf die Straße. Der Neip wußte genau, was jeder einzelne noch im Geschäft verbliebene Mann tat und was er in den nächsten Minuten tun würde; erwartungsvoll sah er dem Eintreffen seiner Voraussagen entgegen.

Er hatte den Laden lange genug beobachtet und studiert; heute abend hoffte er, endlich sein geduldig anvisiertes Ziel zu erreichen.

Dieser Raubzug war in zweierlei Hinsicht von Bedeutung. Er mußte gewisse Gegenstände beschaffen, die sich in diesem Laden befanden. Andererseits war dieser Überfall in erster Linie ein Ablenkungsmanöver. Jetzt, da er das eigentliche Ziel ausgemacht hatte, mußte er durch einen raschen Vorstoß die Aufmerksamkeit des Feindes von seiner nächsten Umgebung ablenken. Diesen Überfall konnte Colonel Walther Mannheim nicht ignorieren!

Zwei Männer verließen den Laden durch die Eingangstür. Sie verabschiedeten sich und sagten zu jemand

im Laden: »Bis morgen.« Dann gingen sie miteinander die Straße hinunter.

Der Neip wartete.

Erst als ein fünfter Mann die Tür geöffnet hatte und dann stehenblieb, um einen Schalter zu betätigen, machte der Neip eine Bewegung. Er streckte seine vier Gliederpaare erwartungsvoll – aber noch durfte er nicht handeln.

Die Innenbeleuchtung des Ladens erlosch. Der Mann schloß die Eingangstür sorgfältig ab und schaltete die Alarmanlage ein. Dann schlenderte er die Straße hinunter, innerlich davon überzeugt, sein Unternehmen in jeder Beziehung gegen Einbrecher gesichert zu haben.

Der Neip wartete noch einige Minuten, bevor er seinen Beobachtungsstand verließ. Alles normal, entschied er. Die Zeit zum Handeln war gekommen.

Der Neip schlich langsam durch die Gasse von hinten auf das Gebäude zu. Der Nachtwächter war in seine Nische zurückgekehrt, wie stets nach der ersten Überprüfung der Alarmanlage. Gewohnheitsmäßig dauerte es einige Zeit, bis er wieder herauskam.

Der Neip näherte sich vorsichtig der Hintertür des kleinen Optikerladens.

Die beiden massiven, im Weltraum schwebenden Objekte glichen zerschrundeten Felsbrocken. Das größere, birnenförmige, dessen Durchmesser an der breitesten Stelle etwa vierhundert Meter betrug, war tatsächlich genau das – ein riesiges Gesteinsstück. Das kleinere – erheblich kleinere – von den beiden war nicht, was es zu sein schien. Jemand, der es aus nächster Nähe hätte untersuchen dürfen, wäre sofort darauf gekommen, worum es sich hier handelte – um ein getarntes Raumboot.

Das getarnte Raumboot steuerte relativ zur größeren Masse einen Beinahe-Kollisionskurs, obgleich die Beschleunigung beider Körper nicht sehr hoch war.

Genau zum richtigen Zeitpunkt schwebte das kleinere Objekt im Abstand von nur wenigen hundert Metern an dem größeren vorbei. Die schwachen, zwischen den beiden Körpern erzeugten Schwerefelder, riefen nur geringe Bahnveränderungen hervor. Dann trieben sie auseinander.

Während der kurzen Sekunden der größten Annäherung löste sich jedoch ein dritter Körper von dem getarnten Raumboot, legte die restliche Entfernung mit erstaunlicher Geschwindigkeit zurück und landete auf der Oberfläche des schwebenden Berges.

Der dritte Körper war ein Mann im Raumanzug. Sofort nach der Landung blieb er regungslos sitzen und prüfte den Instrumentenkasten in seiner Hand.

Keine Anzeige. Bis jetzt war alles gut gegangen.

Er mußte den Zeitpunkt genau treffen. Die Leute, die

sich bereits auf diesem kleinen Planetoiden befanden, konnten ihre Ortungsgeräte nicht benutzen, solange sich der Planet in Reichweite des nur 450 Kilometer entfernten Leitstrahlsenders 971 befand. Sie durften es nicht, wenn sie nicht entdeckt werden wollten. Radarimpulse von einem scheinbar leblosen Planetoiden hätten sie sofort verraten.

Im übrigen waren sie vollkommen sicher, solange sie sich auf die Wahrscheinlichkeitsrechnung verließen. Kein durch den Asteroidengürtel fliegendes Schiff würde es wagen, seinen Weg ohne Radar zu verfolgen, so daß die Leute auf diesem Klumpen planetarischen Treibgutes die Annäherung eines Schiffes weit früher wahrnehmen konnten, als die Impulse ihrer schwachen Ortungsanlage von den Meßgeräten eines anfliegenden Schiffes gemeldet werden würden.

Die notwendige Stärke und Reichweite eines Detektors hing von der relativen Beschleunigung ab – je größer die Beschleunigung, desto größere Reichweite, desto mehr Leistung wurde gefordert. Bei zwei Kilometer pro Sekunde benötigte ein Schiffsdetektor eine Reichweite von nur fünfzig Kilometern, um ein dreißig Sekunden entferntes Hindernis zu orten; bei sechzehn Kilometern pro Sekunde betrug die erforderliche Reichweite bereits fünfhundert Kilometer.

Der Mann, der sich Stanley Martin nannte, hatte die Umlaufbahn des Planetoiden mit großer Genauigkeit berechnet und sein Raumboot ohne die Hilfe der Ortungsanlagen herangebracht. Das war zwar notwendig, aber auch äußerst riskant gewesen.

Der Asteroidengürtel, jene unglaublich nützliche Ansammlung von Gesteins- und Metallklumpen, die zwischen der Mars- und Jupiterbahn um die Sonne rotiert, gleicht in mancher Beziehung einem altmodischen Karussell. Dieser Vergleich wäre noch zutreffender, wenn jede Umlaufbahn im Gürtel kreisförmig wäre. In diesem Fall müßte jeder Felsbrocken im Gürtel jedem anderen mit jenem unveränderlichen Abstand folgen, wie er bei den festmontierten Holzpferden eines Karussells selbstverständlich ist. Die gravitationsbedingte Anziehung zwischen den verschiedenen Körpern des Gürtels kann außer acht gelassen werden. Sie beträgt im Durchschnitt weit weniger als die Anziehung zwischen zwei Holzpferden. Beschreibe nun jede Bahn dieser Millionen und Abermillionen von Gesteins- und Metallbrocken einen vollkommenen Kreis, dann dürfte man den Gürtel wohl das großartigste und riesigste Karussell des Universums nennen.

Jedoch – die Umlaufbahnen sind nicht kreisförmig. Selbst wenn sie es wären, würden sie es nicht lange bleiben. Die große Masse des Jupiter würde sie bald aus ihren perfekten Bahnen zerren und sie dazu zwingen, die Sonne in elliptischen Bahnen zu umfliegen. Und damit beginnen die Schwierigkeiten.

Wären ihre Wege genau kreisförmig, dann käme es nie zu einem Zusammenstoß zwischen zwei Exemplaren dieser unfaßbaren Anzahl von Planetoiden. Sie würden die Sonne in exakter Marschordnung umrunden, wie Soldaten bei einer Parade.

Aber die Umlaufbahnen sind Ellipsen. Es besteht die Möglichkeit, daß zwei beliebige Körper zusammenstoßen

können, wenn sie auch gering ist. Als einzigen Ausgleich darf man die Tatsache ansehen, daß der Zusammenprall, wenn er eintritt, mit geringer Wucht erfolgt.

Der Detektiv sorgte sich nicht um eine Kollision; er befürchtete die Entdeckung. Hatten die Leute hier sein Boot gesehen? Wenn ja, konnten sie es trotz der starken Tarnung erkennen? Und wenn sie nur Verdacht geschöpft hatten, wie würden sie reagieren?

Er wartete.

Es erforderte Nervenstärke und Geduld, dreizehn volle Stunden bewegungslos zu warten, aber er schaffte das lange, bevor im Instrumentenkasten eine Nadel zu zittern begann. Der einzige günstige Faktor war die niedrige Schwerkraft; das Problem, auf einem Nagelbrett zu schlafen, wird nur durch die Wahrscheinlichkeit bedingt, daß der Schläfer zufällig herunterfallen könnte. Mit einer Stichwunde brauchte man kaum zu rechnen.

Als die Nadel an der Instrumententafel zu zittern begann, stand er auf und machte sich auf den Weg. Er durfte beinahe mit Sicherheit darauf zählen, daß man ihn nicht entdeckt hatte.

Gehen konnte er nicht. Hier handelte es sich nicht um Nickel-Eisen, sondern um Silikat-Aluminium-Gestein. Die hier hausende Gruppe von Menschen hatte absichtlich einen solchen Planetoiden ausgewählt, um nicht in Gefahr zu kommen, von einem der Schürfteams im Asteroidengürtel besetzt zu werden. Die Chance irgendeines metallischen Planetoiden, für die Schürfung bestimmt zu werden, war sicherlich minimal – aber sie hatten nicht einmal dieses Risiko eingehen wollen.

Ohne Halt bietendes Magnetfeld und in einem winzigen Schwerfeld mußte der Detektiv also eine andere Taktik anwenden.

Seine Fortbewegung glich am ehesten dem Felsklettern, wenn man davon absah, daß hier ein Abstürzen unmöglich war. Er kroch wie ein Bergsteiger über die Oberfläche – Handgriffe und Fußstützen suchend, um sich dann weiterzuarbeiten. Der einzige Unterschied zu einem an steiler Felswand emporkletternden Alpinisten bestand darin, daß er um ein Vielfaches schneller vorankam als jeder Bergsteiger.

Als er die gewünschte Stelle erreicht hatte, verbarg er sich unter einem zerklüfteten Überhang. Er mußte eine Weile suchen, bis er die richtige Stelle fand, aber als es soweit war, ließ er sich in einer kleinen Grube nieder und traf seine Vorbereitungen.

Die Selbsthypnose erforderte nahezu zehn Minuten. Die ersten fünf oder sechs Minuten benötigte er zur Entspannung von seinen Strapazen. Ungeachtet der Schwerkraft hatte er seine achtzig Kilo über eine beträchtliche Distanz stemmen müssen. Als er völlig entspannt und hypnotisiert war, hob er die Hand und drehte das Ventil zu, das Sauerstoff in seinen Raumanzug leitete.

Dann verfiel er aus freiem Willen in eine totenähnliche Starre.

Ein einziger Ton der Instrumente im Kasten neben ihm weckte ihn augenblicklich. Er war hellwach, wie er es sich befohlen hatte.

Sofort erhöhte er die Sauerstoffzufuhr und warf einen

Blick auf das Zifferblatt in seinem Helm. Er lächelte. Neunzehn Tage und sieben Stunden. Er hatte genau kalkuliert.

Die Differenz betrug nicht einmal eine Stunde, was als ausgezeichnet gelten durfte, wenn man alle Punkte berücksichtigte.

Er befragte wieder seine Instrumente. Das Versorgungsschiff war zehn Minuten entfernt. Mit lächelnder Miene bereitete er sich auf sein Unternehmen vor.

Die ersten zwei Minuten dienten der Sauerstoffaufnahme. Selbst unter den besten kataleptischen Bedingungen neigte der menschliche Körper zur Verlangsamung. Er mußte sich auf schnelle Aktionen gefaßt machen.

Noch acht Minuten.

Er kletterte aus der kleinen Grotte, in der er sich verborgen hatte, und näherte sich jener Stelle, wo, wie er wußte, die Luftschleuse und damit der Zugang zu den Höhlen unter der Oberfläche des Planetoiden verborgen war.

Dann versteckte er sich wieder und wartete, wobei er ständig mit tiefen Atemzügen die sauerstoffreiche Luft in seinem Anzug einsog. Fünf Minuten vor der Landung des Schiffes schluckte er 250 Gramm der Nährlösung aus dem Tank der Helmrückseite. Die Lösung aus Aminosäure, Vitaminen und Honigzucker enthielt auch eine geringe Menge eines Reizmittels vom Typ Dexedrin sowie ein Prozent Äthylalkohol.

Er wartete noch eine Minute, bis die Lösung wirkte, dann zog er seine Waffe aus dem Halfter.

Das Versorgungsschiff war klein. Damit hatte er ge-

rechnet. Es war nur wenig größer als sein eigenes Raumboot. Zehn Meter von der verborgenen Falltür zur Luftschleuse unter der Oberfläche landete es auf dem Planetoiden.

Plötzlich hörte er Stimmen im Helmkopfhörer.

»Lasser?«

»Ja. Ich bin's, Fritz. Ich habe alle Vorräte und eine Menge guter Nachrichten.«

Die Luftschleusen-Falltür öffnete sich, und eine Gestalt im Raumanzug erschien. »Wie steht's mit dem Handel?«

»Das sind ja die guten Nachrichten«, sagte die zweite Gestalt, die aus der Luftschleuse des gelandeten Raumboots trat. »Noch fünf Millionen.«

Der hinter einem Felszacken verborgene Detektiv lauschte und beobachtete ein oder zwei Minuten, während die beiden Männer Kisten mit Nahrungsmitteln aus dem Raumboot auszuladen begannen. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß keine Gefahr bestand, zielte er und schoß zweimal hintereinander.

Die Entfernung war gering, außerdem brauchte er weder Schwerkraft noch Luftwiderstand einzukalkulieren.

Die von der Waffe abgeschossene Ladung bestand aus kleinen nadelförmigen und massiven Teilchen. Sie wurden von dem Magnetfeld entlang des Laufs der Waffe nach vorne ausgerichtet. Von den Hunderten abgefeuerter Körnchen durchschlugen nur wenige die Raumanzüge der Opfer, aber sie genühten. Das starke Betäubungsmittel im nadelscharfen Kopf jedes winzigen Kristalls drang sofort in den Blutstrom.

Beide Männer spürten ein Jucken. Sie hatten nicht einmal zwei Sekunden Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, bevor sie das Bewußtsein verloren und zusammensackten.

Mit der Waffe in der Hand rannte der Detektiv über den steinigen Boden; der Winkel seines Körpers zur Horizontalen betrug nur wenige Grad.

Er kam abrupt zum Stehen und klatschte Pflaster auf die Stellen, wo seine Geschosse die Raumanzüge getroffen hatten, dichtete die winzigen Lecks ab und trieb gleichzeitig weitere Nadeln in die Haut der Männer. Sie würden lange Zeit bewußtlos bleiben.

Keiner von ihnen war schon zu Boden gestürzt. Bei dieser niedrigen Schwerkraft würde das Minuten dauern. Er überließ sie dem langsamen Hinsinken und näherte sich der offenen Luftschleuse.

Darauf hatte er diese ganzen neunzehn Tage in kataleptischer Hypnose gewartet. Er hätte sich von außen nicht in das Versteck durchschweißen können; er hatte warten müssen, bis man öffnete, und damit war nur beim Erscheinen des Versorgungsschiffes zu rechnen gewesen.

In der Schleuse drückte er die Taste zur Schließung der Außentür, pumpte Luft in den Warteraum und öffnete die Innentür. Hier stand er der größten Gefahr gegenüber – sie übertraf bei weitem das Risiko der Landung auf dem Planeten, auch die Gefahr des neunzehntägigen Wartens in kataleptischer Trance. Wenn die im Inneren befindlichen Leute auch nur den geringsten Verdacht geschöpft hatten, war seine Chance, hier wieder lebend herauszukommen, praktisch gleich Null.

Aber es gab keinen Grund, warum sie argwöhnisch geworden sein sollten. Sie mußten glauben, der Mann, der jetzt hereinkam, sei einer der ihren. Der Funkverkehr zwischen den beiden Männern im Freien hatte wenige Millimikrowatt Leistung nicht übersteigen können – notwendigerweise, da Radiowellen selbst äußerst niedriger Wattzahl im freien Weltraum auf ungeheure Entfernungen hin zu empfangen waren. Die Männer im Innern des Planetoiden konnten nur den Beginn des Gesprächs abgehört haben, bevor es durch die massiven Felsschichten völlig ausgeblendet worden war.

Die Kammer, die er jetzt betrat, war eine Hochgeschwindigkeits-Luftschleuse. Im Gegensatz zum geräuschlosen Schuß seiner Spezialwaffe an der luftleeren Oberfläche fauchte die Luft hier mit dem Getöse und der Gewalt eines Orkans in die Kammer. Binnen weniger Sekunden war der Druckausgleich hergestellt.

Der Detektiv klammerte sich an die Handgriffe, während ihn die kurzdauernden, aber äußerst heftigen Windstöße umwirbelten. Er drehte sich um, als die Innentür aufging.

Seine Augen erfaßten das Bild im Bruchteil einer Sekunde, sein Gehirn verarbeitete es in noch kürzerer Zeit.

Die Frau war dunkelhaarig, dunkeläugig und muskulös. Sie hatte einen breiten Mund mit wulstigen Lippen und eine fleischige Nase.

Der Mann war schlanker und leichter, hatte ein knochiges Gesicht und kleine, helle Augen.

Die Frau sagte: „Fritz, was –?“

Dann schoß er sie beide mit der zweiten Pistole nieder.

Diesmal keine Nadelladung. Ungeschützt von Raumanzügen wären sie von solchen Treffern in Stücke gerissen worden. Die kleine Pistole beeinflusste vielmehr mit einem energiereichen, stark gebündelten Ultraschall ihre Nerven. Während sie noch zuckten, trat er zu ihnen und gab beiden eine Betäubungsspritze.

Dann betrat er das Versteck.

Er mußte noch einen Mann unschädlich machen, den er in einem kleinen Raum schlafend vorfand.

Nur mit einer Gasbombe vermochte er die beiden Frauen zu überwältigen, die den Jungen bewachten.

Er vergewisserte sich, daß der junge BenChaim unverletzt war, dann ging er zum Funkraum und rief Hilfe herbei.

St. Louis war im Krieg von Bomben nicht getroffen worden. Es hatte viel von dem altmodischen Einschlag des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts bewahrt, vor allem in den Wohnbezirken. Die alten Häuser, von denen manche noch aus der Zeit der Schaufelraddampfer stammten, standen wohlbewahrt und behütet.

Bart Stanton ging abends gerne durch die stillen Straßen, um die friedliche Atmosphäre zu genießen und in sich aufzunehmen.

Obwohl er wußte, daß ein kindischer Zug darin steckte, machte es ihm Spaß, wie ein Schuljunge den Dienst im neuro-physikalischen Institut zu schwänzen.

Theoretisch gesehen, war er wohl noch als Patient zu betrachten. Wahrscheinlich stand er sogar unter der militärischen Disziplinarordnung, seit er Colonel Walther Mannheims Auftrag bedingungslos angenommen hatte. Er vermutete allerdings, daß man ihm jederzeit erlaubt hätte, das Institut zu verlassen, wenn er um diese Genehmigung eingekommen wäre.

Aber wie beim Schuleschwänzen und Obststehlen machte es mehr Spaß, heimlich zu verschwinden. Der Schuljunge, der die Schule einen ganzen Tag versäumt hat und mit angenehmem Schuldbewußtsein nach Hause kommt, erlebt eine große Enttäuschung, sobald ihm jemand erklärt, die Schule sei wegen eines Feiertags geschlossen gewesen. Bart Stanton wollte sich den Spaß nicht verderben, indem er eine Erlaubnis einholte, da es

doch für einen Mann mit seinen Fähigkeiten so einfach war, sich unbemerkt davonzustehlen.

Außerdem bestand immer die Chance – so gering sie auch sein mochte –, daß man ihm aus irgendeinem Grund die Genehmigung verweigern würde. Stanton war sich darüber im klaren, daß er einer deutlich ausgesprochenen Bitte nicht zuwiderhandeln würde – ganz zu schweigen von einem direkten Befehl.

Er wollte seine Freiheit nicht aufgeben. Nach fünf Jahren höllischer Belastung für Körper und Geist fühlte er den Zwang, in die Welt normaler, gewöhnlicher, alltäglicher Menschen hinauszutreten.

Seine Beine bewegten sich mühelos, sicher und ohne Eile; sie trugen ihn ziellos auf dem federnden Gehweg unter der warmen Straßenbeleuchtung dahin. Die Menschen ringsumher schlenderten ebenso gelassen und scheinbar absichtslos dahin wie er selbst. Nirgends war die im Institut ständig zu spürende Hast bemerkbar.

Aber er wußte, daß er dieses Gefühl der Unruhe nie loswerden würde, nicht einmal hier. Manchmal hatte er den Eindruck, nur für die Auseinandersetzung mit dem Neip auf der Welt zu sein. Wenn er sich nicht gerade physisch vorbereitete, lauschte er Vorträgen von Dr. George Yoritomo oder Colonel Mannheim. Arbeiteten seine Muskeln nicht, dann entwarf er Pläne und überdachte die Möglichkeiten zur Erreichung des einzigen Ziels, in dem sein ganzes Leben Erfüllung zu finden schien.

Was würde geschehen, wenn er versagte?

Was würde geschehen, wenn er, der große, unüber-

windliche Supermann, entdecken mußte, daß der Neip seine Kräfte bislang nur zur Hälfte genutzt hatte? Was würde geschehen, wenn dieses Ungeheuer einfach eine seiner ultraschnellen Fäuste vorzucken ließ und damit dem Colonel und seinen Technikern bewies, daß seine Fähigkeiten bei weitem unterschätzt worden waren?

Was würde geschehen?

Nun, Bart Stanton würde sterben, wie Hunderte von Menschen in den letzten Jahren vor ihm gestorben waren. Stanton würde zu einer statistischen Ziffer werden. Und dann mußte Mannheims ›Plan Beta‹ in Aktion treten. Der Neip würde früher oder später sein Leben verlieren.

Aber was war, wenn er, Stanton, gewann? Was dann?

Die Leute hier gehörten in Wirklichkeit nicht zu seiner Welt. Ihre Gedanken, ihre Bewegungen, ihre Reaktionen waren, verglichen mit den seinigen, langsam und unbeholfen. Wenn der Neip einmal besiegt war, welchen Sinn konnte dann Bartholomew Stantons Leben noch haben? Er war umgeben von Menschen, aber er gehörte nicht zu ihnen. Er war in eine Gesellschaft gestellt, die nicht die seine war, weil sie sich seinen Fähigkeiten und Talenten nicht anpassen konnte, nicht anpassen ließ. Aber es gab keine andere Gesellschaft, in der er Platz gefunden hätte.

Er war nicht ein Mann ›allein, voll Angst‹, in einer Welt, die er nicht geschaffen hatte. Er war ein Mann, der für eine Welt, eine Gesellschaft existierte, die es nicht gab.

Frauen? Familie?

Wo? Mit wem?

Er schob diesen Gedanken beiseite, die Fragen blieben

unbeantwortet, vielleicht unbeantwortbar. Trotz der scheinbar düsteren Zukunftsaussichten wollte er nicht sterben, und psychologisch gesehen, bestand die Möglichkeit, daß zuviel Nachsinnen eine unbewußte Reaktion hervorrufen würde, die seine Reflexe verlangsamen oder im entscheidenden Augenblick zu einem falschen Entschluß führen mußte. Ein Gefühl der Sinnlosigkeit konnte trotz der bewußten Entschlossenheit, den kommenden Kampf mit dem Neip für sich zu entscheiden, seinen Tod herbeiführen.

Der Neip – das war seine erste Pflicht. Sobald diese Aufgabe gelöst war, durfte er sich dem Problem seines eigenen Ichs zuwenden. Die Tatsache, daß er keine Lösung für dieses Problem sah, bedeutete nicht, daß wirklich keine Antwort existierte.

Plötzlich wurde ihm klar, daß er Hunger hatte. Er war durch den Memorial Park gewandert, vorbei am Museum. In der nächsten Nebenstraße gab es ein kleines Restaurant.

Er griff in seine Tasche und holte die wenigen Münzen hervor, die er dort fand. Wenig Geld, aber ein Sandwich und ein Glas Milch konnte er dafür kaufen. Das für ihn bei Beginn der Behandlung im neurophysikalischen Institut angelegte Kapital machte ihn zum wohlhabenden Mann, aber er verfügte nur über wenig Bargeld. Welchen Zweck sollte es im Institut erfüllen, wo man für alle Bedürfnisse sorgte?

Er blieb an einem Zeitungsautomaten stehen, warf eine Münze ein und wartete, bis der Reproduktionsmechanismus eine frischgedruckte Zeitung hergestellt hatte.

Dann klemmte er die gefalzten Bogen unter den Arm und setzte seinen Weg zum Restaurant fort.

Er las selten ein Nachrichtenblatt. Zumeist entstammten seine Informationen über die Welt außerhalb der Mauern des Instituts den Nachrichtensendungen im Fernsehen. Gelegentlich aber las er gerne die kleinen, vergleichsweise unwichtigen Geschichten über Leute, die relativ unwichtige Dinge getan hatten – Berichte, die in den Schlagzeilen und Nachrichtensendungen nicht erwähnt wurden.

Die letzte wichtige Nachricht hatte er vor zwei Tagen gehört. Der Neip hatte in Miami eine optische Firma bebraut. Auf dem Bildschirm war der Laden gezeigt worden. Der am Tresor verwendete Sprengstoff hatte sich wirksamer als nötig erwiesen. Die Eingangstür und beide Schaufenster des Ladens waren nach außen gedrückt worden. Das verbogene und zerfetzte Paraglas auf dem Gehweg bewies, welche Kraft dort gewütet hatte.

Trotzdem glich das Bild nicht dem einer Explosion. Es schien vielmehr, als habe von innen heraus eine gewaltige Schubkraft gewirkt.

Nichts war, wie bei einer Druckwelle, weit davongeschleudert worden. Statt dessen schien alles wie von riesigen Händen beiseite geschoben. Die Hauptstützen der Ladenfront standen noch; sie waren ein wenig verbogen, aber nicht geknickt.

Die Tresortür war, nur wenige Meter von der Eingangstür entfernt, auf dem Boden gelandet. Der Tresorraum selbst befand sich hinten im Laden, und die Kamera hatte ihn weit offen gezeigt. Im Innern des Tresors stan-

den zerbrechliche Gläser unbeschädigt auf ihren Regalen.

Die erzeugte Kraft hatte sich nur in einer Richtung fortgepflanzt, wobei die schwere Tür herausgerissen worden war, als hätte sie aus Wachs oder Plastilin bestanden.

Stanton hatte den Konstruktionstyp des Tresorraums erkannt: eine Voisieranlage, die nachgewiesenermaßen nahezu allen Sprengstoffen zu widerstehen vermochte, wenn man einmal von der direkten Anwendung von Atomenergie absah. In einer öffentlichen Demonstration vor Jahren war ein Voisiertresorraum von einer Gruppe ausgebildeter, gutausgerüsteter Techniker aufgesprengt worden. Sie hatten einundzwanzig Stunden dazu gebraucht, obwohl sie keine Störung zu befürchten hatten, Lärm nicht vermeiden mußten und die raffinierte Alarmanlage außer acht lassen konnten. Nicht einmal ein Borazonbohrer vermochte gegen ein Metall viel auszurichten, das unter Millionen Atmosphären Druck entstanden war.

Und doch hatte der Neip diese Tür binnen einer Sekunde herausgesprengt, ohne jede Mühe.

Die Menschenmenge, die sich am Tatort eingefunden hatte, war nicht sehr groß. Die bloße Erwähnung des Neip hielt die Leute von den Stellen fern, wo er sich aufgehalten hatte. Der Neip erzeugte Angst, primitive Angst – Angst vor dem Dunkeln und vor dem Unbekannten –, verbunden mit der rationalen Furcht vor einer allzu deutlichen Gefahr.

Trotzdem waren Zuschauer da. Die Neugierde des Menschen überwindet meist sogar seine Furcht – wenigstens vorübergehend. Man wußte, daß der Neip nach sei-

nen Überfällen sofort das Weite suchte, und außerdem wimmelte die Umgebung jetzt von Bewaffneten. Die Neugierigen kamen also, um zu gaffen und entsetzt die Überreste des Nachtwächters zu betrachten, den der Neip getötet hatte.

*So macht die Neugier Narren aus uns allen; die angeborene Farbe der Behutsamkeit wird durch das grelle Rot des kranken Kitzels uns entstellt.*

Stanton betrat das Automatenrestaurant und ging zur Ausgabewand. Der große Speiseraum war nur zur Hälfte besetzt; an freien Plätzen gab es keinen Mangel. Er steckte Münzen in die jeweiligen Schlitze, trug Sandwich und Milch zu einem Sessel in der Ecke und machte es sich bequem.

Er schlug die Zeitung auf und warf einen Blick auf die erste Seite.

Und für einen Augenblick schien sein Gehirn zu erstarren.

Der Artikel selbst schien diese Reaktion nicht zu verdienen:

**BenChaim Kidnapper gefaßt!**

**Wieder eine großartige Leistung Stan Martins!**

Ceres, 3. Juni (Interplanetarische Nachrichtenagentur)  
Die drei Männer und drei Frauen, denen die Entführung des 10 Jahre alten Samuel BenChaim zur Last gelegt wird, konnten heute durch das Eingreifen Stanley Martins, des berühmten Ermittlers von Lloyds, London, zur Strecke gebracht werden. Der mehr als zehn Wochen auf

einem kleinen Planetoiden gefangengehaltene Junge soll sich bei guter Gesundheit befinden.

Wie Leutnant John Vale von der Planetoiden-Polizei erklärte, hätte die Bande nicht durch einen unmittelbaren Angriff auf ihr Versteck ausgeräuchert werden können, da mit der Ermordung des Jungen gerechnet werden mußte.

»Das Unternehmen erforderte eine ganz genau geplante Ein-Mann-Operation«, sagte Leutnant Vale. »Mr. Martin war für diese Aufgabe wie geschaffen.«

Die Tat sollte auf lange Sicht die Übernahme der Schwermetall-Werke, im Besitz von Moïshe BenChaim, dem Vater des Jungen, ermöglichen. Einzelheiten ...

Aber Bart Stanton interessierte sich nicht für Einzelheiten. Nachdem er den ersten Teil des Artikels überflogen hatte, kehrte sein Blick zu dem Bild zurück. Die Textzeile darunter erklärte, daß die Aufnahme einen Mann namens Stanley Martin zeige.

Aber eine innere Stimme sagte Bart Stanton: Nicht Stan Martin! Der Name ist Mart Stanton!

Und Bartholomew fühlte sich in einen wirbelnden Strudel der Verwirrung hineingezerrt – weil er nicht wußte, wer Mart Stanton war, und weil das Gesicht in der Zeitung sein eigenes war.

Er war wieder auf den Beinen.

Er konnte sich nicht mehr genau erinnern, wie er das Restaurant verlassen hatte, und er gab sich auch keine Mühe, darüber nachzudenken.

Er versuchte andere Dinge ins Gedächtnis zurückzurufen – Dinge, die viel weiter zurücklagen, bevor er ...

Bevor er was?

Vor dem Institut. Vor dem Beginn der Operationen.

Die Erinnerungen waren da, gewiß. Er spürte sie, im Leeren, knapp außer Reichweite seines Bewußtseins. Sie waren wie Erinnerungen, die man kurz nach dem Erwachen an einen Traum hat.

Sobald er versuchte, ins Dunkel zu greifen und eines der Bruchstücke zu erhaschen, zersplitterte es in winzige Teile. Die großen Muster waren zu zerbrechlich, als daß sie den Tastversuchen seines bewußten Verstandes hätten widerstehen können, und selbst die kleinen Fragmente ließen sich nicht analysieren.

Während ein Teil seines Verstandes verzweifelt den Partikeln der Erinnerung nachspürte, beobachtete ein anderer Teil den Prozeß mit halbüberlegenem Vergnügen.

Er hatte immer gewußt, daß es Lücken in seinem Gedächtnis gab, aber es war bestürzend, ein Gebiet zu entdecken, das einem riesigen weißen Fleck auf einer Landkarte glich.

Keines Menschen Gedächtnis ist zu allen Zeiten vollständig und gebrauchsfähig. Wie immer auch der Auf-

zeichnungsprozeß beschaffen sein, mit welcher Genauigkeit jede Tatsache im Laufe eines ganzen Lebens registriert werden mag, vieles davon steht nicht zur Verfügung. Es kann unvollständig eingereicht oder in manchen Fällen mit der Aufschrift ›Nicht berühren‹ versehen sein. Oder, bildlich gesprochen, die Karteischublade kann verschlossen sein. Manchmal verblaßt eine Tatsache bis zur Unkenntlichkeit, wenn sie längere Zeit nicht hervorgeholt wird. Empfindungsdaten, die ja von der Außenwelt her-rühren, mögen unauslöschlich sein. Die im Verstand selbst entstehenden Gedankengänge, die Prozesse, die diese Daten vergleichen, in Relation bringen, über sie spekulieren und Hypothesen aufstellen, sind weit weniger haltbar.

Gelegentlich wird man sich der Lücken in seinem Gedächtnis bewußt. ›Wie hieß doch der Bursche, dem ich bei Eddies Party begegnet bin? Sein Name fällt mir einfach nicht ein.‹ Ein andermal mag eine Erinnerung, die lange unbeachtet und verborgen gelegen hat, durch irgendeinen Zufall an die Oberfläche dringen. ›Das Mädchen mit den langen Haaren erinnert mich an Suzy Myers. Mein Gott! An die habe ich schon seit Jahren nicht mehr gedacht!‹ Beide Faktoren schienen in Bart Stantons Verstand jetzt eine Rolle zu spielen.

Erstaunlicherweise hatte er, zumindest im vergangenen Jahr, nie Gelegenheit gehabt, Erinnerungen an sein früheres Leben hervorzuholen. Er hatte gewußt, wer er war, ohne besonders darüber nachzudenken, und der Rest seines Wissens – Sprache, Geschichte, gesellschaftliches Verhalten, Politik, Geographie, und so weiter – war zum größten Teil jederzeit verfügbar gewesen. Bittet man ei-

nen gebildeten Menschen, das Produkt der Primzahlen 2, 13 und 41 oder die Jahreszahl der normannischen Eroberung zu nennen, so wird er die Antworten sehr schnell geben können. Er muß im ersten Fall vielleicht rechnen, so daß er erst nach einer kurzen Pause das Ergebnis zu liefern vermag, aber die zweite Erwiderung kann er sofort aus seinem Gedächtnisschatz ziehen. In beiden Fällen braucht er nicht darüber nachzudenken, wo er diese Dinge gelernt hat, wer sie ihm beibrachte, oder wann er sie zum erstenmal erfuhr.

Aber das Bild und der Name in der Zeitung hatten eine Reaktion in Stantons Gehirn bewirkt; verzweifelt bemühte er sich, das Wissen aus dem Dunkel zu holen.

Hatte er eine Mutter? Gewiß doch. Aber konnte er sich an sie erinnern? Ja! Natürlich! Eine hübsche, sanfte, melancholische Frau. Er konnte sich an ihren Tod erinnern, obgleich er nicht wußte, ob er an dem Begräbnis teilgenommen hatte.

Und sein Vater?

So sehr er sich auch bemühte, er konnte keine Erinnerung an seinen Vater finden, und das machte ihm zunächst große Sorgen. Er erinnerte sich an seine Mutter – konnte sie beinahe in der Wohnung herumgehen sehen, wo sie gelebt hatten, in ... in ... in Denver! Natürlich! Und er konnte sich an das große Gebäude erinnern, an den Häuserblock, und selbst an Mrs. Frobisher, die im Stockwerk darüber gewohnt hatte!

Und an die Schule! Und an den Spielplatz! Viele Erinnerungen drängten heran, aber von seinem Vater zeigte sich keine Spur.

Und doch ...

Oh, natürlich! Das war es! Sein Vater war bei einem Unfall umgekommen, als Martinbart noch sehr jung waren.

Martinbart!

Der Name flatterte durch sein Gehirn wie ein Papierfetzen im Wind, aber er griff danach und faßte ihn.

Martinbart. Martin-Bart. Mart 'n' Bart. Mart und Bart. Die Stanton-Zwillinge.

Merkwürdig, daß er seinen Bruder vergessen hatte. Und seltsamer noch, daß ihn der Name in der Zeitung nicht sofort ins Gedächtnis zurückgerufen hatte.

Martin, der Krüppel. Martin, der Junge mit dem armen, schwachen, strahlungsgeschädigten Nervensystem. Der Junge, der sein ganzes Leben in einem Rollstuhl hatte zubringen müssen, weil seine motorischen Nerven seinen Körper nicht zu kontrollieren vermochten. Der Junge, der nicht sprechen konnte. Oder vielmehr, nicht sprechen wollte, weil er sich des sinnlosen Gestammels schämte, das stets dabei herauszukommen pflegte.

Martin. Das Nichts. Der Niemand.

Martin, der gelauscht und beobachtet und gedacht hatte, aber nichts tun konnte.

Bart Stanton blieb plötzlich stehen und entfaltete im Schein der Straßenlampe noch einmal die Zeitung. Sein Gedächtnis stimmte mit den hier verzeichneten Tatsachen keineswegs überein!

Seine Augen überflogen die Textspalte:

Mr. Martin hat in den Jahren, seit er sich im Gürtel aufhält, einen beneidenswerten Ruf sowohl als Versiche-

rungsermittler wie als Kriminaldetektiv erworben, wenn-  
gleich er zur Planetoiden-Polizei nur in inoffiziell-  
em Verhältnis steht, wie sich denken läßt. Seit Sherlock  
Holmes hat es wohl zwischen einem Privatdetektiv und  
der Polizei kein solches Maß an Zusammenarbeit und  
gegenseitigem Respekt mehr gegeben.

Es gibt nur eine Erklärung, dachte Stanton. Auch Martin  
mußte im Institut behandelt worden sein. Sein Gedäch-  
tnis war noch verschwommen und unvollständig, wie ihm  
wohl bewußt war, aber er erinnerte sich plötzlich, daß  
man sich entschlossen hatte, Martin der Behandlung zu  
unterziehen.

Er lachte leise vor sich hin, als ihm die ironische Note  
dieses Vorgangs klarwurde. Es sah so aus, als sei man  
nicht in der Lage gewesen, einen Supermann aus Martin  
zu machen, aber sie hatten ihn zu einem normalen und  
überaus befähigten menschlichen Wesen umgebildet.  
Jetzt war Bart die Mißbildung, der Außenseiter.

*Das ist nicht mehr als fair*, dachte er. Aber irgendwie  
schien das doch nicht ganz zu stimmen.

Er knüllte die Zeitung zusammen, warf sie in einen  
Müllschlucker und ging durch die Nacht zum neurophy-  
sikalischen Institut.

## VIERTES ZWISCHENSPIEL

»Sie verstehen, Mrs. Stanton«, sagte der Psychiater, »daß Martins Schwierigkeiten zum großen Teil ebensosehr auf seelischem und geistigem, wie auf körperlichem Gebiet liegen. Bedingt durch die Art seines Leidens hat er sich zurückgezogen, alle Kontakte zu anderen gelöst. Die seelische Störung hätte sich weit leichter analysieren und behandeln lassen, wenn mir diese Symptome früher zur Kenntnis gebracht worden wären.«

»Sie haben wohl recht. Es tut mir leid, Doktor«, sagte Mrs. Stanton. Ihre Stimme klang müde und gequält. »Es war so ... so schwierig. Martin konnte nie sehr gut sprechen, wissen Sie, und im Laufe der Jahre wurde er eben immer schweigsamer. Das ging so langsam vor sich, daß es mir eigentlich gar nicht richtig auffiel.«

*Arme Frau, dachte der Arzt. Sie ist selbst nicht gesund. Sie hätte wieder heiraten sollen, schon vor Jahren, statt sich die ganze Bürde allein aufzuladen. Ihre Rolle als opferbereite Mutter half beiden Jungen nicht, mit den schon vorhandenen Schwierigkeiten fertig zu werden.*

»Ich habe ehrlich versucht, Martin alles zu geben«, fuhr Mrs. Stanton unglücklich fort. »Dasselbe gilt wohl auch für Bart. Als sie jünger waren, nahm Bart ihn immer mit. Sie gingen überall gemeinsam hin. Natürlich erwarte ich von Bart nicht, daß er das heute noch im selben Umfang tut. Er muß sein eigenes Leben leben. Er kann Martin nicht zu einem Stelldichein mitnehmen. Er hat Interessen außerhalb seines Heims, wie andere Jungen seines Alters auch. Das ist schließlich normal. Aber wenn er zu

Hause ist, hilft er mir sehr.«

»Ich verstehe«, sagte der Psychiater. *Jetzt kann man ihr nicht sagen, wie die Untersuchungsergebnisse bei Bart zeigen, daß er seit langem Martins Dasein mißbilligt*, dachte er. *Sie hat Sorgen genug.*

»Ich begreife es aber nicht«, meinte Mrs. Stanton und brach plötzlich in Tränen aus. »Ich verstehe einfach nicht, warum sich Martin so benimmt! Warum sitzt er denn mit geschlossenen Augen da und ignoriert alles? Warum beachtet er seine Mutter und seinen Bruder nicht? Warum?«

Der Arzt beruhigte sie mit gewohntem Geschick. Als ihre Tränen zu versiegen begannen, sagte er: »Wir selbst sehen nicht alles klar, Mrs. Stanton. Auf den ersten Blick scheinen Martins Reaktionen die einer beginnenden Schizophrenie zu sein. Aber gewisse Merkmale machen den Fall äußerst ungewöhnlich. Sein Verhalten stimmt nicht ganz mit den sonst üblichen Vorgängen überein. Die extreme körperliche Behinderung hat den Lauf seiner seelischen und geistigen Entwicklung drastisch verändert, wodurch uns eine Analyse seines Geisteszustandes sehr erschwert wird.« *Wenn sie nur dem Rat ihres Hausarztes vor Jahren gefolgt wäre*, dachte er. *Wenn sie den Jungen in die richtige Obhut gegeben hätte, wäre das alles nicht geschehen.*

»Können wir überhaupt *etwas* tun, Herr Doktor?« fragte sie.

»Wir wissen es noch nicht«, erwiderte er sanft. Nachdem er eine Weile überlegt hatte, sagte er: »Mrs. Stanton, ich möchte, daß Sie beide ein paar Tage hierlassen, damit

wir weitere Untersuchungen vornehmen können. Für eine künftige Beurteilung wäre das sehr wichtig. Wir könnten dann leichter klären, wo Martins Probleme verwurzelt sind.«

Sie sah ihn ein wenig erstaunt an. »Nun, ja, selbstverständlich – wenn Sie es für notwendig halten. Aber ... warum soll auch Bart bleiben?«

Der Arzt überdachte seine Worte sorgsam, bevor er sie aussprach.

»Bart soll als ›Kontrolle‹ dienen, wie wir das nennen, Mrs. Stanton. Da die Jungen in genetischer Hinsicht identisch sind, müßten sie körperlich sowohl als auch geistig starke Ähnlichkeit zeigen, wenn Martins Unfall nicht gewesen wäre. Mit anderen Worten, unsere Untersuchungen bei Bart werden uns zeigen, wie Martin beschaffen sein müßte. Auf diese Weise können wir feststellen, wie sehr und in welcher Beziehung Martin von dem für ihn idealen Zustand abweicht. Verstehen Sie?«

»Ja. Ja, ich verstehe. Also gut, Doktor – wie Sie meinen.«

Nachdem Mrs. Stanton gegangen war, starrte der Psychiater mehrere Minuten lang nachdenklich auf seinen Schreibtisch. Als er zu einem Entschluß gekommen war, nahm er ein kleines Buch und suchte eine Rufnummer in Arlington, Virginia, heraus. Er wählte die Nummer auf der Tastatur seines Telefons. Als ein Gesicht auf dem Bildschirm erschien, sagte er: »Guten Tag, Sidney. Bist du sehr beschäftigt?«

»Ein paar Minuten habe ich immer Zeit. Was gibt es denn?«

»Ich habe hier einen sehr interessanten Fall, über den ich mit dir sprechen möchte. Hast du zufällig einen Telepathen, der stark genug ist, sich mit einem Geisteskranken einzulassen? Wenn sich mein Verdacht bestätigt, brauche ich einen Mann mit völlig unbeeinflussbarem Identitätsgefühl, weil er in die unheimlichste Situation geraten wird, die ich mir vorstellen kann.«

Der Neip hockte brütend in seinem Untergrundversteck und wartete auf die Beendigung des Kristallisierungsprozesses in der im Reaktor befindlichen Natrium-Gold-Legierung.

*Wie lange noch?* fragte er sich. Er dachte nicht an die komplizierte Kristallisationsreaktion; er konnte sie auf den Bruchteil einer Sekunde genau bestimmen. Seine Gedanken beschäftigten sich vielmehr mit seinem eigenen Schicksal.

Wie lange würde es noch dauern, bis er den Kommunikator bauen konnte, der die schier endlosen Lichtjahre überbrücken und ihn wieder mit seiner eigenen Rasse in Berührung bringen würde? Wie lange mochte es dauern, bis er endlich mit vernünftigen Wesen sprechen durfte? Wie lange mußte er noch auf diesem Planeten als Schiffbrüchiger leben, umgeben von einer irrsinnigen Gesellschaft, die sich aus degenerierten, irrsinnigen Wesen zusammensetzte?

Die Arbeit ging entsetzlich langsam vonstatten. Er hatte am Anfang gewußt, daß seine Kenntnis in den grundlegenden Künsten des Baus eines Kommunikators Mängel aufwies, aber erst später war ihm aufgegangen, daß sie bei weitem nicht ausreichte.

Immer wieder hatten seine Instrumente aus irgendeinem entscheidenden Defekt heraus versagt – aus einem Defekt, den ein Fachmann auf der Stelle entdeckt hätte. Immer wieder mußten die Geräte von Grund auf neu entworfen werden. Seine Versuche, die Fehler zu korri-

gieren, blieben auf blindes Herumtappen im dunkeln beschränkt.

Nicht einmal sein erstaunliches Gedächtnis konnte alle für die Arbeit erforderlichen Einzelheiten fassen, und Aufzeichnungen standen ihm natürlich nicht zur Verfügung. Beim Absturz seines Schiffes waren sie restlos vernichtet worden.

Er hatte es längst aufgegeben, das Wirken der verrückten Pseudo-Zivilisation, von der er umgeben war, begreifen zu wollen. Die Wesen, die ihm bisher begegnet waren, konnten keinesfalls die wirklichen Herrscher dieser Gesellschaft sein, aber er hatte noch immer nicht die leiseste Ahnung, wer die letzteren waren.

Die Frage nach dem Aufenthalt dieser beherrschenden Rasse schien leichter zu beantworten. Vieles sprach dafür, daß sie sich im Weltraum aufhielten, auf den Asteroiden, die seine Instrumente geortet hatten, als er vor so vielen Jahren auf diesen Planeten herabgestürzt war. Er mußte es jetzt als Fehler ansehen, nicht im Gürtel gelandet zu sein, aber niemals hatte er seither sein Versäumnis bedauert oder gewünscht, anders gehandelt zu haben; beide Gedanken wären dem Neip unbegreiflich gewesen. Er hatte einen Fehler gemacht; die Umstände waren erkannt und vermerkt; er würde denselben Fehler nie mehr begehen.

Welche Aktion konnte ein logischer Verstand sonst vorschlagen?

Keine. Die Vergangenheit war unverrückbar, unveränderbar. Sie existierte nur als Erinnerung in seinem Gehirn; es gab keine Möglichkeit, diese unauslöschliche Auf-

zeichnung zu beeinflussen, selbst wenn es dem Neip gefallen wäre, etwas derartig Unsinniges zu versuchen.

Zweifellos mußten die wirklichen Herrscher von seiner Existenz wissen, dachte er. Er hatte sich mit jeder Handlung bemüht, ihnen zu beweisen, daß er ein vernünftiges, intelligentes und zivilisiertes Wesen war. Warum griffen sie also nicht ein?

Über Colonel Walther Mannheim machte er sich noch immer Gedanken. War er eine wirkliche Person – oder nur ein minderes Wesen? Die zur Verfügung stehenden Informationen über diesen Mann ließen viele Wünsche offen. Er hätte natürlich abwarten können, wie sich Colonel Walther Mannheim verhalten würde, wenn und sobald er die Zuflucht des Neip entdeckte. Aber wenn er in all den Jahren bisher das Versteck nicht gefunden hatte – und alles deutete darauf hin, daß er beinahe von Anfang an auf der Suche gewesen war –, konnte er wohl nicht zu den wirklichen Personen gerechnet werden. In diesem Fall durfte er das Versteck nicht finden.

Nein, es war gewiß am besten, Colonel Walther Mannheim entgegenzutreten.

*Pock! Pock! Ping!*

*Pock! Pock! Ping!*

*Pock! Pock! Ping!*

*Pock! Pock! Ping!*

Die Vorgänge in der Handballhalle waren verblüffend. Der Robotermechanismus hinter Bart Stanton stieß in unregelmäßigen Abständen zwischen einer Zehntel- bis zu einer Viertelsekunde Bälle aus und feuerte sie an x-beliebigen Stellen gegen die Wand. Stanton fing den Ball auf, bevor er den Boden erreichte, und ließ ihn gegen die Wand prallen, um dann das Ziel auf dem ständig in Bewegung befindlichen Roboter zu treffen. Stanton mußte gegen eine Maschine antreten; kein menschliches Wesen wäre ein gleichwertiger Gegner für ihn gewesen.

*Pock! Pock! Ping!*

*Pock! Pock! Ping!*

*Pock! Pock! Pff!*

»Einmal daneben«, sagte Stanton zu sich selbst. Den nächsten Ball fing er jedoch mühelos und schleuderte ihn ins Ziel.

*Pock! Pock! Ping!*

Der Physio-Therapeutiker, der sich an die Seitenlinie zurückgezogen hatte, warf einen Blick auf die Uhr. Es war beinahe Zeit.

*Pock! Pock! Ping!*

Die Maschine schaltete sich ab, nachdem sie den letzten Ball abgefeuert hatte. Stanton drehte sich um und

ging auf den Physio-Therapeutiker zu, der ihm einen Flauschmantel hinhielt.

»Das war ausgezeichnet, Bart, wirklich erstaunlich.«

»Einmal daneben«, meinte Stanton, als er in den Mantel schlüpfte.

»Ja. Sie hatten sich ganz knapp verrechnet. Ich muß erst die Zeitlupenaufnahmen sehen. Die Bewegungen Ihrer Hände und Arme lassen sich bei diesem Tempo nicht mehr verfolgen. Aber immerhin ist es Ihnen gelungen, Ihren bisherigen Rekord um zehn Sekunden zu unterbieten.«

Stanton sah ihn an. „Sie haben die Automatik wieder verstellt«, sagte er anklagend. Aber er grinste dabei.

Der PT-Mann lachte. »Genau. Los, hinein in den Mumiensarg.« Er deutete auf eine schmale Nische in der Wand, die eben groß genug war, einen stehenden Mann aufzunehmen. Stanton trat hinein, und verschiedene Instrumentenabnehmer wurden ausgefahren und berührten zahlreiche Stellen seines Körpers. Verborgene Maschinen maßen Herzschlag, Blutdruck, Gehirntätigkeit, Muskelspannung, Atmung und einige andere Körperfunktionen.

Nach einer Minute meinte der PT-Mann: »Okay, Bart, das genügt. Hinein ins Dampfbad.«

Stanton verließ die Nische und begleitete den Therapeutiker in einen anderen Raum, wo er den Mantel wieder ablegte und auf einem kleinen Stuhl in einer Dampfzelle Platz nahm. Die Zelle schloß sich, seinen Kopf freilassend, und begann sich mit Dampf zu füllen.

»Habe ich Ihnen eigentlich schon einmal gesagt, was

mir an dieser Maschine mißfällt?« fragte Stanton, als der Therapeutiker ein dickes Handtuch um seinen Kopf wickelte.

»Nein. Ich wußte gar nicht, daß Ihnen daran etwas nicht paßt. Woran hapert es denn?«

»Wenn man sie besiegt hat, kann man nicht triumphieren. Man kann nicht hingehen, ihr auf die Schulter klopfen und sagen: ›Na, vielleicht hast du beim nächstenmal mehr Glück, alter Junge.‹ Sie ist kein guter Verlierer, und sie ist kein schlechter Verlierer. Das Ding weiß ja nicht einmal, daß es verloren hat, und selbst wenn es das wüßte, wäre es ihm egal.«

»Ja, ich verstehe, was Sie meinen«, erwiderte der PT-Mann lachend. »Sie gewinnen haushoch, und was haben Sie davon? Nichts. Die Maschine ist nicht einmal beleidigt.«

»Eben. Aber was noch schlimmer ist, ich weiß sehr wohl, daß sie sich nicht richtig anstrengt. Der blöde Apparat könnte mich spielend fertigmachen, wenn Sie den Knopf ein bißchen weiter nach rechts drehen würden.«

»Ja, natürlich. Aber Sie kämpfen ja gar nicht gegen die Maschine«, meinte der Therapeutiker. »Sie kämpfen gegen sich selbst. Sie versuchen, Ihren eigenen Rekord zu unterbieten.«

»Ich weiß. Und was geschieht, wenn ich das auch nicht weitertreiben kann?« fragte Stanton. »Ich werde nicht in alle Ewigkeit von Mal zu Mal besser. Auch für mich gibt es Grenzen, wissen Sie.«

»Gewiß«, meinte der Therapeutiker gelassen. »Für jeden gibt es die. Ein Golfspieler, zum Beispiel, geht hin-

aus und übt alleine, um gegen seinen eigenen Rekord anzugehen.«

»Quatsch! Unsinn! Der Spaß an jedem Spiel besteht darin, daß man einen anderen besiegt! Auch beim Golf!«

»Wie ist es dann bei Kreuzworträtseln oder beim Patience-Legen?«

»Wenn man ein Kreuzworträtsel löst, hat man den Mann besiegt, dem es eingefallen ist. Wenn man Patience legt, spielt man gegen die Gesetze des Zufalls, und selbst das kann reichlich langweilig werden, falls keine Moneten zu gewinnen sind. Dabei versucht man übrigens den Burschen zu besiegen, der gegen einen wettet. Ich möchte am liebsten mit einem anderen auf den Golfplatz hinausgehen, mich anstrengen und dann verlieren. Im Ernst.«

»Mit Vorgaben für den anderen...«, begann der Therapeutiker. Er lächelte schwach und verstummte. Stanton war auf dem Golfplatz unglaublich gut. Er hatte eine Weile gebraucht, bis er die Technik beherrschte, aber als er den Schläger richtig zu führen und den Flug des Balles zu berechnen gelernt hatte, leistete er Grandioses. Seine Punktzahl war so niedrig, daß sie beinahe lächerlich wirkte. Einen langen Treibschlag aufs Grün und einen Putt-Schlag ins Loch. Spielend leichte 36 Schläge für achtzehn Löcher! Ein gelegentlicher Treffer mit einem Schlag brachte die Punktzahl sogar darunter, ein unvorhergesehener Windstoß ließ sie geringfügig steigen.

»Natürlich«, sagte Stanton. »Eine Vorgabe für die anderen. Welche Vorgabe soll ich Ihnen zugestehen, daß Sie fünfzig Dollar auf ein Handballmatch mit mir setzen?«

Der Physio-Therapeutiker konnte sich vorstellen, wie er aussehen würde, wenn er versuchte, eine von Stantons blitzschnellen Rückgaben zu erwischen.

»Wir würden ja nicht einmal dasselbe Spiel spielen«, meinte Stanton.

Der Therapeutiker trat einen Schritt zurück und sah Stanton an. »Hören Sie«, sagte er betroffen, »das klingt ja ausgesprochen bitter.«

»Natürlich«, erwiderte Stanton. »Ich kann ja nie mehr tun, als mich körperlich anzustrengen. Der ganze Spaß ist beim Teufel.« Er seufzte und grinste. Es hatte keinen Sinn, den PT-Mann zu beunruhigen. »Wenn ich unbedingt auf Wettkampf versessen bin, werde ich mich eben auf Schach und Poker beschränken müssen. Geschwindigkeit und Stärke nützen mir gar nichts, wenn ich zwei Paare gegen eine volle Hand habe.«

Bevor der Therapeutiker etwas sagen konnte, öffnete sich die Tür, und ein großer, hagerer Mann betrat den Raum.

»Kochen Sie hier Hummer?« fragte er den PT-Mann mit gespielter Ahnungslosigkeit.

»Nein, eine Muschel«, verbesserte der Therapeutiker. »Wenn sie gar ist, gibt es Muschelsuppe.«

»Prima. Ich habe sowieso Appetit.«

»Dann sind Sie aber ein bißchen früh dran, George«, sagte Stanton. Er war nicht in der Stimmung für Witze, und das Auftreten von Dr. Yoritomo machte ihn auch nicht lustiger.

George Yoritomo grinste breit. »Ah! Eine sprechende Muschel! Ausgezeichnet! Wie lange muß denn dieses

Ding hier noch kochen?« fragte er den PT-Mann.

»Ungefähr noch dreiundzwanzig Minuten.«

»Sehr schön!« sagte Dr. Yoritomo. »Wären Sie so freundlich, nach Ablauf dieser Zeitspanne wieder zu erscheinen?«

Der Theuraeutiker öffnete den Mund, machte ihn wieder zu, öffnete ihn noch einmal und sagte: »Gern, Doc. Ich kann inzwischen etwas anderes erledigen. Also in dreiundzwanzig Minuten. Aber lassen Sie ihn nicht heraus, bis ich zurück bin.« Er verließ den Raum.

Nachdem sich die Tür geschlossen hatte, zog sich Dr. Yoritomo einen Stuhl heran und setzte sich. »Wie Sie sich denken können, gibt es wieder interessante Neuigkeiten.«

Der Physio-Therapeutiker kannte wie die meisten Angestellten des neurophysikalischen Instituts Stantons Fähigkeiten, aber er wußte nicht, welchem Zweck die lange Reihe der Operationen diene. Solche Leute kannten zwar Stanton, aber von einem Zusammenhang mit dem Neip wußten sie nichts, obgleich sie ihn vielleicht vermuteten. Jeder behielt jedenfalls seine Annahmen für sich.

»Das habe ich mir gedacht«, sagte Stanton. »Was ist los, George?« Er straffte seine Muskeln.

Warum störte ihn der Psychologe, während er sich nach der harten Trainingsarbeit erholen wollte? Yoritomo wirkte trotz seiner Bemühungen, sich gelassen zu geben, aufgeregt. Dabei wußte Stanton aber, daß nichts übermäßig Dringendes vorliegen konnte, sonst hätte sich Dr. Yoritomo anders gebärdet, Yoritomo beugte sich vor und lächelte. »Ich wollte Ihnen auf jeden Fall Bescheid sagen.

Das ist einfach zu schön, als daß man es verschweigen dürfte. Dreimal hintereinander ist ja schon beinahe perfekt, Bart. Aber jetzt das viertemal! Stellen Sie sich das vor!«

Stanton zog die Brauen hoch. »Ihre orientalische Gelassenheit läßt Sie im Stich, George. Ich komme nicht mit.«

Yoritomos Lächeln wurde breiter. »Ah! Entschuldigen Sie. Ich beziehe mich auf unsere Theorie über die seltsame Mentalität des Neip. Erinnern Sie sich?«

Stanton erinnerte sich. Nach sechsjähriger Beobachtung aller bekannten Aktionen des Neip hatte Dr. Yoritomo eine Theorie über die Art der Mentalität entwickelt, die hinter den vier violetten Augen in diesem fremden Schädel verborgen lag. Um seine Theorie zu untermauern, hatte er die zukünftigen Aktionen des Neip einigermaßen genau voraussagen müssen. Offenbar lag der Beweis jetzt vor. Der Psychologe lächelte und rieb sich die langen, knochigen Hände. Bei Dr. George Yoritomo war das beinahe das Äquivalent hysterischer Erregung.

»Wir haben das Verhalten des Neip vorausbestimmen können!« sagte er. »Zum viertenmal hintereinander!«

»Toll«, sagte Stanton. »Gratuliere, George. Aber wie paßt das zu der Regel, die Sie mir einmal erklärt haben? Sie wissen schon, das mit den Test-Tieren.«

»Ah, ja«, nickte Yoritomo zustimmend. »»Das Harvardsche Gesetz über Tierverhalten. Ein genetisch standardisiertes Produkt wird sich unter sorgfältig abgemessenen Reizwirkungen verhalten, wie es ihm beliebt.« Ja. Sehr wahr.«

Er hob mahrend den Finger. »Aber ein Tier könnte einfach nicht anders handeln, nicht wahr? Nur so, wie es ihm paßt. Könnte es etwas anderes tun? Es wäre nicht in der Lage, sich wie ein Wesen zu verhalten, das es nicht ist, wie?«

»Das müssen Sie mir schon genauer erklären«, brummte Stanton.

»Ich meine«, erwiderte Yoritomo, »daß jeder Organismus in der Wahl seiner Verhaltensweisen beschränkt ist. Ein Hamster kann sich beispielsweise nicht wie ein Rhesusaffe verhalten. Ein Hund kann sich nicht plötzlich entschließen, wie eine Maus zu reagieren. Wenn ich eine weiße Maus mit einer Nadel steche, wird sie quietschen oder beißen oder zucken – aber sie wird nicht bellen. Ebensowenig wäre sie in der Lage, auf ein Trapez zu springen, sich mit dem Schwanz daranzuhängen und mich von dort aus zu beschimpfen. Niemals.«

Stanton lachte in sich hinein, aber er sagte nichts.

»Durch die Beobachtung der Reaktionen eines Organismus beginnt man ein Muster zu erkennen«, fuhr der Psychologe fort. »Nach ausreichend langem Studium gewinnt man einige Sicherheit. Wenn ich Ihnen zum Beispiel sage, daß ich einen Arm voll Heu in die Einfriedung eines gewissen Tiers gelegt habe, daß das Tier hintrottet, das Heu fraß und dann schrie, können Sie mir mit ziemlicher Sicherheit sagen, ob das Tier lange Ohren hatte oder nicht. Begreifen Sie?«

»Gewiß. Aber so leicht haben Sie doch die Aktionen des Neip nicht einordnen können, oder?« fragte Stanton.

»Ah, nein«, erwiderte Yoritomo. »Keineswegs. Das

war nur ein Vergleich, und wir dürfen nicht in den Fehler verfallen, Vergleiche zu weit zu treiben. Je intelligenter ein Wesen ist, desto weitreichender wird in der Regel auch sein Aktionsspektrum sein. Der Neip ist lange nicht so simpel wie ein Affe oder ein Hamster. Andererseits –« er grinste breit – »ist er bei weitem nicht so helle wie ein Mensch.«

»Was?« Stanton sah ihn skeptisch an. »Ich würde nicht gerade sagen, daß er dumm ist, George. Was soll man denn von seinen raffinierten Apparaten halten?« Er blinzelte. »Wischen Sie mir doch bitte das Wasser ab. Es läuft mir in die Augen.«

Dr. Yoritomo wischte ihm mit einem Handtuch das Gesicht ab, während er weitersprach. »Ah, ja. In dieser Beziehung ist er recht tüchtig. Das läßt sich nicht bestreiten. Übrigens liegt das an seinem umfassenden Gedächtnis, das zugleich seine beste Gabe und sein größter Fluch ist.«

Er trat einen Schritt zurück: »Stellen Sie sich vor, was es heißt, ein nahezu perfektes Gedächtnis zu besitzen, Bart.«

Stantons Kiefermuskeln spannten sich ein wenig, bevor er zu sprechen begann. »Ich glaube, mir wäre das angenehm«, sagte er.

Yoritomo zuckte die Achseln. »Ihnen vielleicht. Aber es ist bei weitem nicht so erfreulich, wie Sie sich das vorstellen. Überlegen Sie.

Die schwierigste Lehraufgabe der Welt besteht darin, einem Organismus etwas beizubringen, das dieser Organismus bereits weiß. Richtig? Ja. Wenn ein Mensch die

Form der Erde schon kennt, wird es Ihnen gar nichts nützen, sie ihm zu erklären. Wenn er zum Beispiel weiß, daß die Erde flach, aber rund wie ein Pfannkuchen ist, wird Ihre Behauptung, sie sei rund wie eine Kugel, überhaupt keinen Eindruck auf ihn machen. Er weiß ja *Bescheid*, verstehen Sie.

Also. Stellen Sie sich eine Lebensform mit perfektem Gedächtnis vor – ein Gedächtnis, das nie nachläßt. Ein Gedächtnis, in dem jede Einzelheit so klar und deutlich wie im ersten Augenblick dasteht, die zu allen Zeiten verfügbar ist, wie im Gehirn eines Roboters. Tatsächlich handelt es sich dabei um ein Roboter-Gedächtnis.

Wenn Sie falsche Angaben in die Datenspeicheranlagen eines Rechengehirns programmieren, wobei Sie ihm beispielsweise erklären, das Quadrat von zwei sei fünf – dann können Sie diesen Fehler nicht einfach korrigieren, indem Sie ihm die Wahrheit sagen, nämlich, daß das Quadrat von zwei vier ist. Nein. Zuerst müssen Sie die fehlerhaften Daten entfernen. Stimmt das etwa nicht?«

»Doch«, gab Stanton zu.

»Schön. Dann wollen wir uns einmal die Neip-Rasse ansehen, wo immer im Universum sie auch existieren mag. Betrachten wir sie in ihrer Frühzeit – damals, als zum erstenmal der Neip sapiens entstand. Damals, als er zum erstenmal eine echte Sprache entwickelte. Jedem kleinen Neip-Kind werden so schnell wie möglich alle Dinge beigebracht, die es kennen muß, um sich am Leben erhalten zu können. Sobald ein Neipling etwas gelernt hat, weiß er *Bescheid*. Dieses Wissen ist vorhanden, und es kann jederzeit benützt werden. Wenn man ihm

etwas Falsches erklärt, versperert man der Wahrheit den Weg. Verstehen Sie?«

Stanton überlegte. »Ja, ich denke schon. Aber früher oder später müssen doch Fälle auftreten, in denen die Wirklichkeit mit dem Gelernten nicht übereinstimmt, nicht wahr? Müßte die brutale Realität nicht eine Veränderung bewirken?«

»Ah. In manchen Fällen, ja. In den meisten, nein«, sagte Yoritomo. »Sehen Sie: Unterstellen wir einmal, daß einer der frühen Neips einem Tiger begegnet – oder dem entsprechenden fleischfressenden Tier auf seinem Planeten. Dieser Neip hat, so wollen wir annehmen, noch nie einen Tiger gesehen, also bemerkt er nicht, daß der bewußte Tiger alt, krank und schwach ist. Er kann sich sozusagen nur noch mit Mühe auf den Beinen halten. Unser Neip haut ihm eins über den Schädel, und der Tiger bricht tot zusammen. Der Neip schleppt den Kadaver als Nahrung für die Familie nach Hause.

›Wie hast du ihn denn erledigt, Papa?«

›Nun, das war höchst einfach, mein Kind. Ich ging hin, schlug ihm eins auf die Nase, und er fiel um. So erledigt man Tiger.« Yoritomo lächelte. »Das ist auch eine gute Methode, Neips zur Strecke zu bringen. Was?« Er nahm das Handtuch und trocknete Stanton den Schweiß ab.

›Der Fehler war nur, daß Papa Neip von einem Tiger auf alle Tiger schloß«, fuhr er fort. »Falls Tiger nur einzeln auftraten, mag dieser Irrtum unaufgeklärt über viele Neip-Generationen weitergegeben worden sein. Diejenigen, die durch Erfahrung lernten, daß man die

meisten Tiger nicht durch einen Hieb auf den Kopf erlegen kann, kamen zweifellos ums Leben, bevor sie diese Neuigkeit weitergeben konnten. Eines Tages überlebt nun aber ein Neip ein solches Abenteuer. Sein Verstand verfügt über widersprüchliche Informationen, die nach einer Klärung verlangen. Er weiß, daß Tiger auf altbekannte Art getötet werden. Er weiß aber auch, daß dieses eine Exemplar nicht die Freundlichkeit besessen hat, einfach tot umzufallen. Was ist falsch? Ha! Er hat die Lösung! Ganz klar, dieses eine Tier war eben kein Tiger!«

»Und wie erklärt er das den anderen?« warf Stanton ein.

»Was erzählt er seinen Kindern?« fragte Yoritomo rhetorisch. »Nun, zuerst bringt er ihnen bei, wie Tiger erlegt werden. Man geht hin und gibt ihnen eins auf den Schädel. Aber dann warnt er seine kleinen Neips, daß ein Tier herumläuft, das genau wie ein Tiger aussieht, aber beileibe kein Tiger ist. Man darf niemals in den Fehler verfallen, es für einen Tiger zu halten, sonst ist man verloren. Da aber ein echter Tiger von einem falschen nur zu unterscheiden ist, indem man ihm den Schädel einzuschlagen versucht, und da sich diese Methode äußerst gefährlich, wenn nicht gar fatal, auf einen unternehmungslustigen Neip auswirkt, folgt daraus, daß man besser allen Tieren ausweicht, die wie Tiger aussehen. Verstehen Sie?«

»Ja«, sagte Stanton. »Unweigerlich müssen dann aber Dinge existieren, über die sie niemals die Wahrheit erfahren, wenn sie sich einmal eine falsche Meinung gebildet haben.«

»Aha! Eben. Vollkommen richtig. Übrigens hat mich genau das auf meine Theorie gebracht. Wie sonst wollten

wir erklären, daß der Neip trotz seines enormen technischen Wissens Mitglied einer Gesellschaft ist, die immer noch auf der primitiven Tabu- und Kultstufe der Entwicklung steht.«

»Sie meinen, er sei ein Wilder?«

Yoritomo lachte leise. »Auf der Erde würde Ihnen wohl niemand widersprechen. Aber ich meine damit eigentlich, daß der Neip wohl das abergläubischste und verworrenste Wesen auf diesem Planeten ist.«

Jemand klopfte an die Tür.

»Ja?« sagte Dr. Yoritomo.

Der Physio-Therapeutiker steckte den Kopf herein. »Entschuldigen Sie die Störung, aber die Muschel müßte jetzt gar sein. Ich möchte sie massieren, Doc.«

»Aber gern«, meinte Yoritomo. »Wir sind sowieso fast fertig. Überlegen Sie sich, was ich Ihnen erzählt habe, Bart.«

»Ja, gewiß, George«, erwiderte Stanton geistesabwesend. Yoritomo ging, und Stanton legte sich auf den Massagetisch. Der Therapeutiker machte sich schweigend an die Arbeit.

Stanton lag auf dem Tisch und dachte nach, während der Therapeutiker seine Muskeln knetete. Zum erstenmal sah er den Neip als Individuum, als Person, als denkendes, fühlendes Wesen.

*Wir haben sehr viel gemeinsam, du und ich, dachte er. Aber du bist viel schlimmer dran.*

*Der arme Kerl tut mir tatsächlich leid, dachte Stanton. Aber das ist schließlich viel besser, als wenn ich mich selbst bemitleiden würde. Der einzige echte, grundlegen-*

*de Unterschied zwischen uns Mißbildungen ist, daß du ein größeres Monstrum bist als ich.*

*Ich brauche im übrigen Informationen, wenn ich klarsehen will. Es hat aber nicht den Anschein, als wollte man mich freiwillig aufklären. Die Leute vom Institut sind überhaupt sehr vorsichtig. George mußte sogar den Masseur wegschicken, bevor er über den Neip sprechen konnte. Na ja, das kann ihnen niemand übelnehmen. Wenn die Öffentlichkeit erführe, daß man seit sechs Jahren weiß, was der Neip treibt, wäre der Teufel los.*

*Wie viele Menschen hat er in dieser Zeit umgebracht? Zwanzig? Dreißig. Wieviel Blut klebt an Colonel Mannheims Händen?*

*›Die wenigen müssen sterben, daß viele leben können?‹*

*Woher stammt dieses Zitat?*

*Nichts als Bruchstücke.*

*So kann das nicht weitergehen. Colonel Mannheims Marionette muß die Fäden durchtrennen und etwas unternehmen.*

Colonel Walther Mannheim sperrte die Tür zu seiner kleinen Wohnung im Offiziersgebäude auf. Er war todmüde. Das hatte weniger mit körperlicher Erschöpfung als mit Befreiung aus der seelischen Belastung zu tun, der er in den letzten Stunden unterworfen gewesen war. Oder meinte er Jahre?

Er warf seine Aktentasche auf einen Stuhl, nahm seine Mütze ab und legte sie auf die Mappe.

Er blieb einen Augenblick stehen und sah sich langsam um. Wie immer war alles in Ordnung. Er kam nur noch selten nach Government City. Mehr als zwanzig Besuche in den letzten zehn Jahren waren es nicht gewesen, und nur ein Dutzend davon hatten lange genug gedauert, um ihn zum Übernachten in seiner alten Wohnung im Hauptquartier der Weltpolizei an der Südspitze der Insel zu zwingen. Er blieb nicht gerne in Government City; durch die allzu große Nähe zum Versteck des Neip wurde er unsicher. Der Neip hatte Zugang zu sehr vielen Regierungskanälen, zu viele Möglichkeiten, zu hören und zu sehen, was hier im Nervenzentrum der Zivilisation vorging.

Mit eine der schwierigsten Aufgaben seines ganzen Unternehmens war die sorgfältige Kontrolle aller Informationen gewesen, die durch die vom Neip angezapften Kanäle flossen. Der Verzicht auf sie hätte dem Neip sofort verraten, daß man ihm auf die Schliche gekommen war. Die Nachrichten mußten unbedingt ungestört hinaus-

gehen. Es gab auch keinen Weg, eine Zensur auszuüben, obgleich man wußte, daß sich der Neip bei der Planung seiner Überfälle darauf verließ. Da man selbst nach jahrelanger Beobachtung nicht voraussehen konnte, worauf sich der Neip als nächstes konzentrieren würde, wußte man auch nicht, welche Informationen aus den angezapften Kanälen ferngehalten werden sollten.

Die Unterdrückung aller Nachrichten über alles dem Neip nützliche Material hätte ihn zweifellos noch argwöhnischer gemacht als ein völliges Versiegen der Mitteilungen. Eine totale Unterbindung hätte ihm nur gezeigt, daß die Regierung über seine Abzapfstellen Bescheid wußte; eine starke Zensur wäre ein Anzeichen dafür gewesen, daß man ihm eine Falle stellen wollte.

Man konnte nicht einmal die Nachrichten über den Neip selbst zensieren. Audi das hätte Argwohn hervorgeufen. Aus diesem Grunde war eine Sondergruppe gebildet worden, deren Aufgabe ausschließlich darin bestand, jeden Überfall des Neip zu untersuchen. Jeder Raubzug trieb diese Gruppe zu reger Tätigkeit an. Die Männer rasten zum Tatort, forschten herum und taten überhaupt alles, was man von einem Ermittlungsteam erwarten durfte. Ihre Berichte liefen durch die üblichen Kanäle. Alle festgestellten Tatsachen wurden auf diese Weise weitergegeben – die Schlußfolgerungen jedoch nicht. Trotz aller Fortschritte wiesen sämtliche Berichte nach wie vor darauf hin, daß die Polizei vor einem Rätsel stünde.

Die übrigen Informationen über den Neip liefen durch Spezialkanäle, die dem Neip verborgen geblieben waren.

Und doch konnte man keineswegs mit Sicherheit sagen, welches Gesamtbild den Neip erreichte. Da er an die Existenz der wirklichen Herrscher glaubte, mußte er notwendigerweise annehmen, ihr Nachrichtensystem sei seinem Zugriff verborgen; je schwieriger sie zu finden waren, desto hartnäckiger glaubte er an ihr Vorhandensein. Man vermochte auch nicht zu klären, welche Informationen der Neip bei seinen Raubzügen erlangte, denn er stand dabei ja nicht unter Beobachtung.

Mannheim ging durch das kleine Wohnzimmer zu dem Wandschrank und öffnete eine Tür. Frisches Eis, Sodawasser und eine Flasche Whisky standen bereit. Er nahm eines der großen Gläser, warf drei Eiswürfel hinein, fügte ein Drittel Whisky hinzu und füllte es mit Sodawasser auf. Mit dem Glas in der Hand ging er durch die Wohnung und überprüfte alles mit abwesender Miene. Die Klimaanlage führte kühle, frische Luft zu; die Fenster – dickes, schweres, unmittelbar in die Wände eingelassenes Paraglas – ließen das Licht vom Innenhof herein, aber auch nicht mehr. Sie brauchen nicht geöffnet zu werden; für Frischluft sorgte die Klimaanlage. Noch hundert Jahre zuvor waren manche Gebäude an der Außenseite mit Feuerleitern versehen gewesen, aber solcher Anachronismen bedurfte es beim heutigen Stand der Feuerschutztechnik nicht mehr.

Seine Gedanken beschäftigten sich jedoch nur zum Teil mit seiner Umgebung. Er ging ins Schlafzimmer, setzte sich auf den Bettrand, nahm einen tiefen Schluck aus dem kalten Glas und stellte es dann auf den Nachttisch. Geistesabwesend begann er seine Stiefel auszuzie-

hen. Seine Gedanken kehrten zur Kabinettsitzung des vergangenen Nachmittags zurück.

›*Wie lange noch, Colonel?*‹

›*Ein paar Wochen, Sir, vielleicht nicht einmal soviel.*‹

›*In Miami hat wieder ein Überfall stattgefunden, Colonel. Noch ein Toter. Wir hätten diesen Tod verhüten können, Colonel. Wir hätten in den letzten sechs Jahren sehr viel verhindern können.*‹

Welche Antwort gab es darauf? Der Kabinettsrat wußte, daß es nur einen Weg gab, den Tod dieser Menschen zu verhindern – man mußte den Neip vernichten. Man war sich aber seit langem einig, daß das Wissen des fremden Wesens dieses Opfer wert war. Manche waren inzwischen jedoch schwach geworden, wie er es vorausgesehen hatte, als vor sechs Jahren die Entscheidung fiel. Nicht alle – nicht einmal die Mehrheit –, aber eine Minderheit, die von Tag zu Tag stärker wurde.

Zum Großteil hatten sich diese Leute damals von Mannheims Argumenten überzeugen lassen; sie neigten jetzt dazu, die Schuld für ihren Entschluß auf Mannheims Schultern abzuwälzen.

Die meisten Kabinettsmitglieder waren harte, realistisch denkende Männer. Sie würden jetzt nicht anders entscheiden, solange nicht gute Gründe dafür sprachen. Wenn aber die geheime Gegenströmung der schwankenden Minderheit Mannheims eigene Entschlußkraft lähmen sollte oder wenn es ihm nicht gelang, fundierte, logische Antworten auf ihre Fragen zu finden, würde das ganze Projekt sehr schnell in sich zusammenstürzen.

Er hatte dem Minister, der darauf hinwies, daß viele

Menschenleben gerettet worden wären, wenn man den Neip vor sechs Jahren getötet hätte, nicht direkt geantwortet. Es hatte keinen Sinn, gegen solche Argumente anzukämpfen.

*›Meine Herren, binnen weniger Wochen werden wir Stanton auf den Neip ansetzen können. Mißlingt diese Aktion, dann werden wir ihn wenige Minuten später aus seiner Festung her austreiben. Wenn wir aber jetzt haltmachen, wenn wir zulassen, daß in diesem Augenblick unser Urteil getrübt wird, dann sind alle Toten der letzten sechs Jahre umsonst gestorben.‹*

Er hatte weitergesprochen, und die Einzelheiten des Planes für die nächsten Wochen dargelegt, war aber nicht geneigt gewesen, sich auf eine andere Ebene abdrängen zu lassen. Seine Rede entbehrte nicht der Leidenschaft, dies jedoch mit Absicht, in Erwiderung auf die gefühlbetonten Argumente der Gegenseite.

Menschen hatten ihr Leben gelassen, das ließ sich nicht leugnen. Aber war diese Tatsache allein entscheidend? Immer schon waren Menschen für weit weniger wichtige Dinge gestorben. Hier ging es um einen höheren Zweck. Die Betroffenen hatten nicht sterben wollen. Sie wußten auch nicht, daß sie geopfert wurden. Keiner von ihnen war den Tod eines Helden gestorben. Sie hatten den Tod gefunden, weil sie zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort gewesen waren.

Man hatte zugelassen, daß sie für ein bestimmtes Ziel starben. Dieses Ziel jetzt zu opfern, hieße nachträglich ihren Tod zum Mord zu stempeln.

Mannheim legte den Kopf aufs Kissen und hob die

Beine aufs Bett. Er wollte sich nur ein paar Minuten entspannen. Schlafen konnte er später. Er drückte die Steuertaste am Bettrahmen, die den Kopfteil hochstellte, so daß er halb lag und halb saß. Er griff nach seinem Glas und trank.

Dann drückte er die Telefontaste und preßte den Hörer ans Ohr.

»Beta-Beta«, sagte er.

Er hörte das Summen und wußte, daß das Privattelefon auf dem Schreibtisch von Dr. Farnsworth in St. Louis klingelte. Kurze Zeit später meldete sich Farnsworths Stimme.

»Hier F.«

»Hier M.«, erwiderte Mannheim. Er fragte vorsichtig: »Neues von unserem Jungen?«

»Nichts.«

»Machen Sie weiter«, sagte Mannheim. »Geben Sie mir sofort Bescheid.«

»Klar. Sonst noch etwas?«

»Nein.« Mannheim schaltete ab.

Wohin, zum Teufel, war Stanton verschwunden, und warum? Er hatte den jungen Mann mit nach Government City nehmen wollen, um ihn dem Kabinettsrat vorzuführen. Er hätte viel genützt. Aber Stanton war verschwunden.

Mannheim wußte sehr wohl, daß Stanton die Gewohnheit angenommen hatte, das Institut abends zu längeren Spaziergängen zu verlassen, aber zum erstenmal war er jetzt vierundzwanzig Stunden ausgeblieben. Nicht einmal Yoritomo, dieser Meister unter den Psychologen,

hatte einen vernünftigen Grund für Stantons Verschwinden angeben können.

»Sie dürfen nicht vergessen, daß unser junger Mr. Stanton in seinem Denken viel komplizierter ist als der Neip«, hatte Yoritomo gesagt.

*Eine seltsame Aufgabe für einen Polizeioffizier, dachte Mannheim. Ich weiß, wo der Verbrecher ist, aber ich muß nach dem einzigen Detektiv suchen, der ihn verhaften kann.*

Er leerte sein Glas, stellte es auf das Tischchen und schloß die Augen, um nachzudenken.

\*

Der diensttuende Beobachter an den Spion-Bildschirmen, die jede Bewegung des Neip zeigten, solange er sich in den Tunnels unter Government City aufhielt, drückte auf eine Taste und sagte: »An alle Stationen. Alarmbereitschaft. Subjekt bewegt sich in südlicher Richtung zum Ausgang. Es führt Ausrüstung für einen Überfall mit sich.«

Mehr war nicht möglich. Man konnte den Neip nicht mehr verfolgen, sobald er seine Zufluchtsstätte verließ, aber die entsprechenden Gruppen standen bereit. Irgendwo würde der Neip wieder zuschlagen. Irgendwo waren Menschenleben in Gefahr.

Man konnte nichts tun als warten.

Vorsichtig streckte der Neip den Kopf aus dem kühlen Salzwasser des Hudson-River, nahe der Stelle, an der er

sich zum New Yorker Hafen verbreitert – man nannte ihn immer noch so, nach der Stadt, die vor ihrem Untergang die größte des nordamerikanischen Kontinents gewesen war.

Er sah sich sichernd um, fixierte seine Position und tauchte wieder unter. Ganz in der Nähe befand sich die zu einer alten Kanalisationsanlage führende Öffnung. Sobald er einmal dort hineingeschlüpft war, konnte er sich zurechtfinden. Er hatte Wochen gebraucht, bis er im unerforschten Labyrinth der alten Kanalisation seinen Weg fand, und er war sich auch nicht sicher gewesen, ob ihn die Abwässerkanäle zu seinem Ziel führen würden, aber das Glück hatte ihm beigestanden.

Er wußte jetzt genau, wohin er wollte, und was er dort vorfinden würde.

Er hatte Government City seit seinem ersten Erscheinen dort kurz nach der Ankunft gemieden, wie er auch nach Möglichkeit darauf verzichtete, denselben Ort mehr als einmal heimzusuchen. Aber jetzt, da es notwendig geworden war, verfolgte er seine Absichten mit derselben kühlen Entschlossenheit, die alle seine Unternehmungen auszeichnete.

Er wußte auch über sein Ziel Bescheid. Er kannte die beiden Zimmer sehr genau, nachdem er sie untersucht hatte und unentdeckt wieder verschwunden war. Nun, da er wußte, daß sich der Gesuchte in der Wohnung aufhielt, war er für die entscheidende Begegnung mit diesem Mann bereit.

Er schwamm durch das dunkle, brackige, undurchsichtige Wasser, tauchte nach langer Zeit wieder auf und

setzte seinen Weg durch die über dem Meeresspiegel liegenden Kanäle fort.

Captain Davidson Greer saß im Maschinengewehrturm, der das Offiziersgebäude und den Hof rund um das fünfstöckige Haus überragte. Er war ein großer, stämmiger Mann Anfang Dreißig, mit graugrünen Augen und dunkelblondem Haar. Der Dienst im Turm machte ihm keinen besonderen Spaß, aber man durfte solche Aufgaben nur Leuten übertragen, die in das Geheimnis eingeweiht waren. Solange sich Colonel Walther Mannheim in Government City aufhielt, übernahmen eigens ausgewählte Offiziere anstelle der regulären Posten den Wachdienst.

Captain Greer glaubte freilich nicht, daß der Neip einen Anschlag auf das Leben des Colonels unternehmen würde; diese Möglichkeit war so gering, daß man sich darüber nicht den Kopf zu zerbrechen brauchte. Die Maschinengewehrtürme waren jedoch schon vor über fünfzig Jahren errichtet worden, weil es immer wieder Attentatsversuche gegeben hatte. Die Offiziere der Weltpolizei waren während des Wiederaufbaus nach dem Krieg nicht sehr populär gewesen. Die schäbigen kleinen Potentaten, die sich an verschiedenen Stellen der Erde als autokratische Herrscher eingerichtet hatten, glaubten oft, sich die Weltpolizei nur vom Hals halten zu können, indem sie jemanden umbringen ließen; häufig war das ein Polizeioffizier. Enttäuschte Nationalisten und Fanatiker aller Schattierungen hatten von Zeit zu Zeit versucht, den einen oder anderen Offizier zu beseitigen. Damals brauchte man also einen gewissen Schutz.

Selbst jetzt gab es vereinzelt Attentäter, die in das Hauptquartier der WP einzudringen versuchten; normalerweise konnte man ihnen das Handwerk legen, bevor sie das Gebäude erreichten.

Trotzdem durfte man sich nicht einem Gefühl falscher Sicherheit hingeben. In den letzten Jahren war wegen des Neip eine rebellische Unterströmung entstanden. Das Monstrum lebte immer noch, und manche Leute machten die Unfähigkeit der Polizei dafür verantwortlich.

Auf einen Major Thorensen war bereits ein Attentat versucht worden, weil es ihm nicht gelungen war, den Neip nach einem Überfall in Léopoldville zu fassen. Den verhinderten Attentäter schoß man nieder, bevor er eine Handgranate werfen konnte, die ein halbes Dutzend Männer ins Jenseits befördert hätte. Captain Greer hatte zu verhindern, daß ein ähnlicher Versuch bei Colonel Mannheim glückte.

Er konnte den zu Colonel Mannheims Wohnung führenden Korridor überblicken. Man hatte ihn eigens so angelegt, daß eine Beobachtung vom Turm aus möglich war. Einer im Inneren befindlichen Person zeigte sich ein normaler Korridor, der sich über die ganze Längsseite des Gebäudes erstreckte. Seine Wände bestanden jedoch aus einem Spezialkunststoff, der nicht für gewöhnliches Licht, wohl aber für Infrarot durchlässig war. Dem unbewaffneten Auge erschienen die Wände des Hauses undurchdringlich, durch ein Infrarot-Teleskop sahen jedoch die Korridore aller fünf Stockwerke wie lange, umglaste Terrassen aus. Die Wände bestanden weder aus dem Stahlbeton des Hauptgebäudes noch aus dem Druckglas

der Fenster, sondern aus normalem Hochdruckkunststoff.

Captain Greer überblickte die Gänge mit seinem Infrarot-Fernglas. Die Korridore waren leer. Er ließ das Glas sinken und zündete sich eine Zigarette an. Dann legte er das Auge an das Zielfernrohr des Maschinengewehrs und drehte die Waffe hin und her. Auch im Teleskop war nichts zu sehen.

Colonel Mannheim blinzelte und starrte an die Decke. Er brauchte eine Weile, bis er sich zurechtgefunden hatte. Dann lächelte er betroffen, als ihm klarwurde, daß er angekleidet eingeschlafen war. Schlimmer noch, der Druck an seiner Hüfte sagte ihm, daß er sich nicht einmal die Mühe gemacht hatte, seine Pistole abzulegen. Er setzte sich auf, schwang die Beine vom Bett und warf einen Blick auf sein Handgelenk. Drei Uhr morgens.

*Und die Moral dieser Geschichte ist, mein lieber Walther, sagte er sich, daß ein müder Mensch seinen Pyjama anziehen sollte, bevor er sich hinlegt und seinen Whisky trinkt.*

Er stand auf. Es war wohl am besten, den Schlafanzug zu holen und zu Bett zu gehen. Um zehn Uhr mußte er wieder in St. Louis sein, und bis dahin konnte er jede Minute Schlaf gebrauchen.

Das Telefon klingelte.

Er riß es an sich und war augenblicklich hellwach, als er die Stimme Captain Greers hörte. »Colonel, der Neip hält sich im Korridor vor Ihrer Wohnung auf. Ich habe ihn im Zielfernrohr.« Er gab sich Mühe, ruhig zu bleiben, wie Mannheim an seinem Tonfall erkannte, aber die

Worte kamen wie aus der Pistole geschossen.

Mannheim überlegte schnell. Was immer der Neip vorhaben mochte, er würde weder eine Bombe legen noch sonst etwas tun, das andere Menschenleben in Gefahr bringen konnte. Wenn jemand in Gefahr war, dann er, Mannheim, selbst, und er hatte nur die Hände des Neip zu fürchten, keine Waffe.

Er war froh, daß Captain Greer Dienst im Turm tat, anstelle eines der üblichen Posten, die beim Anblick des Neip sofort geschossen hätten. Dabei konnte er sich vorstellen, daß sich die Finger des Captains um den Abzug krümmten. Kein menschliches Wesen konnte bei diesem Anblick ruhig und gelassen bleiben.

Mannheim sagte langsam und mit Nachdruck: »Captain, hören Sie mir gut zu. Schießen Sie nicht! Ich wiederhole:

Schießen Sie unter keinen Umständen. Haben Sie verstanden?«

»Jawohl, Sir.«

»Was tut er jetzt?«

»Ich weiß es nicht, Sir. Er hat irgendeinen Apparat in der Hand, aber er rührt sich nicht.«

»Er ist vor der Tür?«

»Nein. Links davon, an der Wand.«

»Ihre Kameras laufen?«

»Jawohl, Sir.«

»Gut. Nehmen Sie alles auf. Unter keinen Umständen dürfen Sie schießen oder Alarm geben – selbst wenn er mich tötet. Lassen Sie ihn laufen. Ich glaube nicht, daß es soweit kommen wird, aber wenn doch, dann lassen Sie

ihn laufen. Ich glaube, daß ich mit ihm sprechen kann. Ich nehme nicht an, daß die Gefahr sehr groß ist. Ich lasse die Leitung offen, damit Sie alles aufnehmen können, und –«

Aus dem Wohnzimmer drang ein dumpfer Laut herüber. Er hörte Captain Greers Aufstöhnen, als er sich umdrehte. Durch die Schlafzimmertür konnte er das Wohnzimmer sehen. Ein großes Stück der Stahlbetonwand war abgebröckelt. Auf dem Schutthaufen stand, für einen Augenblick einer Statue gleich, der Neip.

Mannheim ließ das Telefon fallen, wandte sich dem Neip zu und begriff im selben Augenblick, daß er einen entscheidenden Fehler gemacht hatte.

Der Neip starrte den Menschen an. War dies endlich eines der wirklichen Wesen? Seltsam, daß er den Mann wach antraf. Noch eine Minute zuvor hatten die Instrumente angezeigt, daß er sich in jenem seltsamen kataleptischen Zustand befand, in den diese Wesen von Zeit zu Zeit verfielen. Aber jetzt war er völlig wach und angezogen. Das deutete doch darauf hin –

Dann drehte sich der Mann um, und der Neip sah die Waffe im Halfter an seiner Hüfte. In einem Augenblick blinder Verzweiflung erkannte er, daß seine Hoffnungen zerstört waren –

– dann setzte er zum Sprung durchs Zimmer an.

Colonel Mannheims Hand zuckte zur Waffe an seiner Hüfte. Es war nichts weiter als ein Reflex. Er wußte sofort, daß er die Waffe niemals rechtzeitig ziehen konnte,

um damit auf den Neip anzulegen, aber er nahm sein Schicksal auf sich.

Fünfundzwanzig Minuten später kehrte der Neip in den Korridor zurück und machte sich auf den Weg hinunter zu den Abwässerkanälen. Seine Gefühle ließen sich in menschlichen Ausdrücken nicht erklären. Obgleich er nicht den Wunsch gehabt hatte, diesen Mann zu töten, konnte man nicht sagen, daß er Reue fühlte. Obwohl er nicht die Absicht gehabt hatte, der Familie des toten Colonels weh zu tun, falls es sie gab, konnte man nicht sagen, daß der Neip Traurigkeit oder Mitleid fühlte.

Auch von Bedauern konnte keine Rede sein, obwohl er spürte, wie sich seine Mägen zusammenkrampften.

Dabei ließ sich nicht behaupten, daß er gar nichts fühlte. Das Gegenteil war der Fall. Seine Gefühle waren so tief und stark wie die eines sehr empfindsamen Menschen. Seine Gefühle konnten ihm Schmerz, und sie konnten ihm Freude bringen. Sie vermochten ihn zu erdrücken und ihn aufzurichten. Seine Gefühle waren ebenso real und wirksam wie bei irgendeinem Menschen.

Aber es waren keine menschlichen Gefühle.

In menschlicher Sprache ließ sich diese einfache Tatsache nicht ausdrücken: ›Der Neip fühlte, daß er einem in offenem Kampf besieigten Gegner alle Ehren erwiesen hatte.<

Damit war das Gefühl, das den Neip auf seinem Weg zur Kanalisation bewegte, auch nicht annähernd zu schildern.

\*

Captain Davidson Greer, dessen Augen mit glasigem Haß durch das Infrarot-Zielrohr seines Maschinengewehrs starrten, wurde von einem anderen Gefühl beherrscht. Seine Finger zuckten krampfhaft – sie drückten ab, drückten immer wieder ab. Aber seine Finger lagen nicht am Abzug.

»Sie können nichts dafür, Bart«, sagte George Yoritomo leise. »Sie hatten durchaus das Recht, wegzugehen.«

Bart Stanton ballte die Fäuste und fuhr herum. »Sicher! Natürlich, zum Teufel! Wir reden nicht von meinen Rechten, George! Hier geht es um meine verbrecherische Dummheit! Ich hatte das Recht, von hier wegzugehen, wann immer ich dazu Lust hatte, gewiß. Aber ich hatte nicht das Recht, dieses Recht auszuüben – wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Durchaus«, erwiderte Yoritomo, »aber so darf man die Sache nicht sehen. Sie hätten nicht jede Minute des Tages bei dem Colonel sein können. Niemand wußte –«

»Natürlich nicht!« unterbrach ihn Stanton zornig. »Aber ich hätte diesmal dabei sein müssen. Er wollte mich mitnehmen, und ich war nicht da. Er wäre noch am Leben, wenn ich hiergewesen wäre.«

»Möglich«, meinte Yoritomo, »vielleicht aber auch nicht. Setzen Sie sich aufs Bett, und hören Sie mir zu. Sie sollen sich hinsetzen! Sie. Atmen Sie tief ein und entspannen Sie sich. Das ist schon besser.

Also. Ich weiß nicht, wo Sie gewesen sind. Das ist Ihre Sache. Alles, was –«

»Ich bin nach Denver geflogen«, sagte Stanton.

»Und was haben Sie gefunden?«

»Nichts«, sagte Stanton. »Gar nichts.«

»Was haben Sie gesucht?«

»Ich weiß es nicht. Irgend etwas aus meiner Vergan-

genheit. Irgend etwas über mich selbst. Ich weiß es wirklich nicht.«

»Ah. Sie suchten nach Ihrer Familie. Sie wollten die Lücken in Ihrem Gedächtnis stopfen, wie?«

»Ja.«

»Und es ist Ihnen nicht gelungen.«

»Nein. Nein. Dort gab es nichts, woran ich mich erinnern konnte. Im allgemeinen, meine ich. Ich fand die Unterlagen im Statistischen Büro. Ich weiß jetzt, wie mein Vater ums Leben kam und wie meine Mutter starb. Und was mit meinem Bruder geschah. Aber das alles sagte mir nichts. Ich suche immer noch, aber ich weiß nicht, wonach. Es war dumm von mir. Ich hätte wohl Sie oder Dr. Farnsworth oder den Colonel fragen sollen.«

»Aber Sie dachten, daß wir nicht antworten würden«, sagte Yoritomo.

»So ungefähr. Ich hätte Sie fragen sollen.«

Yoritomo schüttelte den Kopf. »Nicht unbedingt. Es war sogar besser, daß Sie selbst auf die Suche gegangen sind. Außerdem hätten wir Ihnen keine Antwort geben können, solange Ihnen nicht einmal die Frage klar ist. Wir können es auch jetzt noch nicht.«

»Ich habe das Gefühl, daß Sie die Frage ebensogut wie die Antwort kennen«, meinte Stanton.

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Es gibt aber stets ein paar Dinge, die man selbst herausfinden muß.« Sie haben richtig gehandelt. Wenn Sie Colonel Mannheim um Erlaubnis gebeten hätten, wäre Ihnen nichts in den Weg gelegt worden. Er hätte Sie nicht aufgefordert, ihn nach Government City zu begleiten. Wir –«

»Das ist doch gerade das Verteufelte!« schrie Stanton.  
»Ich bin der Ehrengast hier, der Unersetzliche. Man um-  
sorgt und umhegt mich, und wenn ich Blödsinn mache,  
klopft man mir auf die Schulter.«

»Was glauben Sie falsch gemacht zu haben?« erkun-  
digte sich Yoritomo.

»Ich hätte hier bleiben und den Colonel begleiten  
müssen.«

»Gut. Nehmen wir an, Sie wären mitgeflogen. Glau-  
ben Sie, Sie hätten sein Leben retten können? Dazu wäre  
er durchaus selbst in der Lage gewesen, wenn er gewollt  
hätte. Statt dessen befahl er dem diensttuenden Offizier  
ausdrücklich, unter keinen Umständen zu schießen.  
Wenn Sie dabeigewesen wären, hätte sich dasselbe er-  
eignet. Er hätte Ihnen verboten, einzugreifen. Die Zeit  
war noch nicht reif. Sie wären nicht in der Lage gewesen,  
ihn zu schützen, ohne seine Befehle zu mißachten.«

»Vielleicht hätte ich das sogar getan«, sagte Stanton.

Yoritomo wurde plötzlich wütend. »Dann halte ich es  
für besser, daß Sie in Denver waren, Sie Narr! Colonel  
Mannheim war des Glaubens, daß der Tod keines einzel-  
nen Menschen den Verlust des Wissens im Gehirn des  
Neip aufwiegt! Er hat es bewiesen, indem er sich opferte,  
als es notwendig wurde. Ich möchte gerne glauben, daß  
ich dasselbe hätte tun können. Ich bin sicher, daß Farns-  
worth dazu fähig gewesen wäre. Wir alle würden lieber  
sterben, als zuzulassen, daß dieses schier unerschöpfliche  
Gedächtnis der Menschheit verlorengeht!«

»Aber – aber wer wird denn an seine Stelle treten?«  
fragte Stanton. »Er hatte alle Fäden in der Hand. Sie und

Farnsworth sind für eine solche Aufgabe nicht geschaffen. Ich übrigens auch nicht.«

»Richtig«, erwiderte Yoritomo. »Aber das ist bereits geregelt. Mannheim hat für Ersatz gesorgt. In seinem Namen wird eine Botschaft hinausgeschickt, da wir den Tod des Colonels zunächst geheimhalten. Sie sind der einzig Unersetzliche, Stanton. Uns kann man jederzeit austauschen. Man hat Dutzende von Menschen geopfert – fünf Jahre Ihres Lebens sind geopfert worden –, um Sie zur richtigen Zeit an den richtigen Ort zu stellen. Ihre Aufgabe besteht und bestand niemals darin, als Leibwache für Colonel Mannheim oder irgendeinen anderen aufzutreten. Verstanden?«

Stanton nickte langsam. »Ich verstehe, George. Ich verstehe.«

Der Detektiv zwängte sich durch den überfüllten Gerichtssaal, bevor die Zuschauer hinausströmten. Die Geschworenen kamen eben zurück, und er wußte, daß niemand den Saal verlassen würde, bis das Urteil gesprochen war.

Ihm war es gleichgültig. Er wußte, wie das Urteil lauten mußte. Er wußte auch, daß genug Geschworenengerichte von den Tricks der Verteidiger geblendet worden waren, daß sie sich dazu hatten überreden lassen, Schuldige freizusprechen. Er wußte auch, daß manche Ankläger eine Verurteilung Unschuldiger erreicht hatten. Solche Dinge kamen im Gürtel jedoch selten vor. Man lebte hier nicht allzulange, wenn man nicht fähig war, die Wahrheit als solche zu erkennen.

Aber selbst wenn man ein falsches Urteil gefällt hatte, konnte er nichts mehr dagegen unternehmen. Er hatte seinen Beitrag geleistet. Er hatte getan, was er konnte. Er hatte sie gefaßt. Er war als Zeuge aufgetreten. Das übrige war Sache der Geschworenen und des Richters.

Es kam ihm nur darauf an, unbehindert den Saal zu verlassen. Von seinem Büro aus konnte er anrufen, um sich nach dem Urteil zu erkundigen, wenn er wollte, und er würde es wohl tun, wie er sich kannte. Aber in diesen Minuten waren alle Augen auf die Geschworenenbank gerichtet. Niemand achtete darauf, ob jemand durch die Seitentür verschwand.

Er bewegte sich im minimalen Schwerfeld des Planetoiden mit großer Sicherheit. Einer der uniformierten

Aufseher grüßte ihn.

»Wenn einer von den Reportern wissen will, wo ich hingegangen bin, dann sagen Sie ihm: Dort hinüber«, meinte der Detektiv und deutete mit dem Daumen über die Schulter.

»Ich habe Sie nicht gesehen, Mr. Martin«, sagte der Aufseher.

Der Detektiv winkte ihm zu und ging weiter. Er hatte nichts gegen Reporter. Die meisten waren intelligente, angenehme Leute. Im Augenblick wollte er jedoch nichts gefragt werden. Er hatte während der Verhandlung genug Interviews gegeben, und damit konnten sie schon etwas anfangen, nun, da das Ende der Verhandlung die Aufhebung der Nachrichtensperre mit sich brachte. Sie mußten ihn nicht auch noch fragen, was er vom Urteil selbst hielt.

Zehn Minuten später betrat er sein Büro. Helen, seine Sekretärin, legte eben den Hörer auf, als er hereinkam. Sie lächelte ihn strahlend an.

»Eben ist das Urteil durchgegeben worden, Mr. Martin! Schuldig in allen Punkten – Konspiration, Erpressung, Entführung und alles andere. Das einzige ›Nicht schuldig‹ betraf eine Nebensächlichkei. Die Geschworenen entschieden, daß Hedgепeth nicht mit der Entführung selbst zu tun hatte und deshalb des Überfalls auf die Wache nicht schuldig gesprochen werden konnte.«

»Sie haben wahrscheinlich recht«, sagte der Detektiv, »aber das ist, wie gesagt, Nebensache. Es spielt keine große Rolle, ob er tatsächlich dabei war, als man den Jungen entführte; auf jeden Fall wußte er von der Sache.«

Er schwieg und runzelte die Stirn. »Das wäre also erledigt, abgesehen von einer möglichen Berufung. Damit hätten wir wahrscheinlich gar nichts mehr zu tun. Verbinden Sie mich bitte mit Mr. Pelham und legen Sie das Gespräch in mein Arbeitszimmer.«

»Der Fall ›Morton‹?« fragte sie.

»Ja. Mit dem Wrack dieses Raumschiffes stimmt etwas nicht, und ich möchte, daß Pelham mir den Fall überträgt.«

Er ging in sein Büro und hatte sich kaum in seinem Sessel niedergelassen, als das Telefon summete. »Ja?« sagte er, nachdem er die Taste niedergedrückt hatte.

»Mr. BenChaim möchte Sie sprechen, Sir«, sagte Helen formell.

»Oh?« BenChaim mußte den Gerichtssaal verlassen haben, bevor das Urteil gesprochen worden war, sonst hätte er nicht hier sein können. Für einen Mann, der die Verhandlung gegen die Entführer seines eigenen Sohnes verfolgte, war das immerhin ungewöhnlich. Allerdings war BenChaim auch ein ungewöhnlicher Mensch.

»Er soll hereinkommen«, sagte der Detektiv. »Augenblick, Helen ... stellen Sie das Gespräch mit Pelham noch eine Weile zurück.« Er wollte keine geschäftlichen Besprechungen führen, solange BenChaim in seinem Büro war.

»Ja, Sir«, erwiderte sie.

Kurz danach ging die Tür auf, und Moishe BenChaim kam herein. Er war nicht sehr groß, aber breitschultrig und muskulös und trug einen dichten grauen Bart, der ihm patriarchalische Würde verlieh. Er atmete schwer, blieb plötzlich stehen und holte ein Taschentuch hervor.

Er begann zu husten – hart und trocken.

»Entschuldigen Sie«, sagte er. »Meine Lunge. Ich darf mich nicht so anstrengen.« Er wischte sich die Lippen und steckte das Taschentuch wieder ein.

Der Detektiv schwieg. Er wußte, daß Moishe Ben-Chaim vor achtzehn Jahren eine schwere Lungenverletzung erlitten hatte. Bei einem Unfall im Weltraum war sein Raumanzug aufgerissen worden, und die explosive Dekompression hätte ihn beinahe getötet. Er rettete sein Leben, indem er die Reißstelle mit der einen Hand zuhielt und mit der anderen das Sauerstoffventil voll aufdrehte. Er erreichte sein Raumschiff, aber seine Lunge war nicht ungeschoren davongekommen.

»Ich habe bemerkt, daß Sie den Gerichtssaal heimlich verließen«, fuhr er fort. »Hoffentlich macht es Ihnen nichts aus, daß ich Ihnen nachgegangen bin.«

»Natürlich nicht, Mr. BenChaim«, sagte der Detektiv. »Nehmen Sie Platz.«

BenChaim ließ sich im Sessel vor dem Schreibtisch nieder. »Ich habe das Urteil nicht abgewartet«, meinte er. »Ich wußte, daß es feststand, nachdem Sie ausgesagt hatten.«

»Danke. Meine Sekretärin bekam eben die Nachricht. Schuld in allen Punkten. Aber die Aussage Ihres Sohnes hat dazu weit mehr beigetragen als die meinige.«

»Schuldig«, wiederholte BenChaim zufrieden. »Natürlich. Was denn sonst? Ich gebe zu, daß die Aussage meines Sohnes gewirkt hat«, fuhr er fort. »Der kleine Samuel hielt sich im Zeugenstand wie ein Mann. Er zeigte keine Angst und ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Aber Samuels Aussage war auch die Ihrige, Mr. Martín. Ohne

Sie wäre er nicht hier, und dafür danke ich Gott.« Er lehnte sich zurück.

»Aber das ist jetzt alles vorbei und erledigt«, meinte er. »Ich komme in einer anderen Angelegenheit.« Er zögerte einen Augenblick. »Kennen Sie einen Mann namens Barnabas Nguma?«

»Nguma? Ja, ich bin ihm einmal begegnet. Warum?«

»Er war heute im Gerichtssaal. Er suchte mich vor Beginn der Verhandlung auf.«

»So?«

»Ja. Er behauptet, auf der Erde einer Organisation anzugehören, die seit langem versucht, Sie zur Übernahme eines Falles zu bewegen. Stimmt das?«

»Allerdings«, gab der Detektiv zu. »Was wollte er von Ihnen?«

»Das ist eine komische Sache«, erwiderte BenChaim. »Er scheint unter dem Eindruck zu stehen, Sie hätten diesen Auftrag abgelehnt, um sich mit der Entführung befassen zu können. Ist das zutreffend?«

»Nicht ganz«, erwiderte der Detektiv gepreßt. »Ich arbeitete an Ihrem Fall, bevor er und einige andere Männer hierherkamen, um mit mir zu sprechen. Sie hatten mir allerdings lange vorher schon geschrieben.« Er fragte sich, worauf BenChaim hinauswollte. Er war dem Industriellen keine Erklärungen schuldig, andererseits konnte er aber auch nicht unhöflich zu ihm sein.

»Ich verstehe«, sagte BenChaim und nickte langsam. »Wie die meisten Erdbewohner erliegt Mr. Nguma einem Mißverständnis. Er scheint zu glauben, daß ich irgendeinen Einfluß auf Sie auszuüben imstande bin, daß ich es

war, der Sie dazu brachte, seinen Auftrag abzulehnen, um meinen Fall zu übernehmen.«

»So? War er wütend, weil Sie Ihre eigennützigen Absichten seinen uneigennützigen vorgeordnet haben?« fragte der Detektiv sarkastisch.

»O nein«, antwortete BenChaim. »Nein. Keineswegs. Er sagte, daß er das vollauf verstehen könne. Er frage sich aber, ob ich, nachdem mein Sohn gerettet sei, nicht ein wenig Druck auf Sie ausüben würde, damit Sie seinen Fall übernehmen.«

»Und was hatten Sie darauf zu sagen?«

Moishe BenChaim machte ein grimmiges Gesicht. »Ich sagte ihm gründlich Bescheid. Ich erklärte ihm, daß ich nicht den geringsten Einfluß auf Sie hätte, daß ich Sie überhaupt nicht engagiert hatte, daß ich nicht einmal wußte, daß Sie an diesem Fall arbeiteten, bis Sie Samuel befreit hatten. Ich machte ihm klar, daß ich nicht einmal den Finger gegen Sie heben würde, wenn ich bei Ihnen über Leben und Tod entscheiden könnte. Ich setzte ihm auseinander, daß sich die Sache in Wirklichkeit umgekehrt verhält. Ich erklärte ihm, daß ich mir für Sie die Hände abhacken lassen würde, wenn Sie es verlangen. Ich war ziemlich wütend.« BenChaim wurde ruhiger. »Eigentlich tut es mir leid, daß ich so barsch zu ihm war. Er meinte es gut.«

»Zweifellos«, sagte der Detektiv. »Hat er Ihnen gesagt, worin sein Auftrag besteht?«

»Mit allen Einzelheiten sogar«, erwiderte BenChaim. »Er erzählte mir, wie dieser Neip Menschen umgebracht und verzehrt hat, als ob ich das nicht längst wüßte. Aber

erst, als ich ihn so reden hörte, wurde mir klar, wie verängstigt die Menschen auf der Erde sind. Wissen Sie, Martin, wir sind hier doch ziemlich isoliert. Wir spüren dieses Entsetzen nicht, selbst wenn wir davon lesen oder die Nachrichtensendungen hören. Wenn alle Leute auf der Erde soviel Angst haben wie Mr. Nguma, dann wundert es mich, daß noch keine Panik ausgebrochen ist.«

»Tatsächlich ist es schon soweit, Mr. BenChaim«, sagte der Detektiv gelassen. »Mr. Nguma und seine Freunde bedrängen mich schon seit langem. Sie haben alles versucht – einschließlich des Umwegs über Sie –, mich zur Erde zu bringen, damit ich dieses Ungeheuer finde. Ich habe mindestens zwanzigmal abgelehnt, und das so entschieden, daß sie davon überzeugt sind, ich wage mich nicht an den Neip heran. Sie glauben, ich sei von dem Mißlingen meiner Mission überzeugt. Trotzdem geben sie nicht auf. Sie sehen selbst, wie verzweifelt sie sind.«

»Die Leute haben den Verstand verloren«, erklärte Ben-Chaim entschieden. »Natürlich wird niemand, der noch bei Sinnen ist, versuchen, sich mit diesem Wesen anzulegen! Das wäre genauso albern, als vor einer Gewehrkegel davonlaufen zu wollen. Es beweist nur Vernunft. Es zeigt gesunden Respekt vor dem Neip – keine Furcht. Jedenfalls nicht Furcht von jener Sorte, wie sie bei diesen Männern herrscht.«

Plötzlich wußte der Detektiv, warum der Industrielle gekommen war. Er wußte, daß Moische BenChaim Stanley Martin Sicherheit geben wollte, daß er sagen wollte, wie vernünftig er handle, wenn er einen derart gefährlichen Auftrag ablehne. Er hatte beinahe Wort für Wort voraus-

sagen können, was ihm BenChaim noch mitteilen würde.

»Nguma kann jeden Augenblick hier sein«, fuhr BenChaim fort. »Er sagte mir, daß er sofort nach dem Ende der Verhandlung hierher eilen würde. Was wollen Sie ihm diesmal sagen? Ich weiß, daß mich das nichts angeht, aber ich frage trotzdem.«

»Ich werde ablehnen«, erwiderte der Detektiv. »Ich kehre unter keinen Umständen zur Erde zurück.«

»Gut«, sagte BenChaim. »Gut. Das ist sehr klug. Lassen Sie sich keinesfalls überreden. Wir hier draußen im Gürtel kennen Sie, Mr. Martin. Ich lebe jetzt seit dreißig Jahren hier, und ich weiß, wieviel Mut man für die Dinge braucht, an die Sie sich herangewagt haben. Diese Leute haben keine Ahnung vom Weltraum. Niemand versteht ihn, bis er nicht selbst hier gelebt und gearbeitet hat, bis er nicht weiß, was es heißt, stunden- und tagelang nur durch millimeterdicke Raumanzugarmierung vom Kälte-tod entfernt zu sein. Gleichgültig, was diese Leute von der Erde denken, wir wissen, daß Sie mehr Mut haben als irgendein anderer Mensch im Gürtel – ganz zu schweigen von den Stubenhockern auf der Erde.«

»Danke. Ich bin Ihnen sehr verbunden«, sagte der Detektiv. Aber das waren nur Worte. Er wußte, daß BenChaim wirklich meinte, was er sagte – oder es zu glauben meinte. Aber er sah auch ein, daß BenChaim und die anderen sich immer fragen würden, warum er den Auftrag abgelehnt hatte.

*Wenn ich das nur selbst wüßte!* dachte er. Aber, wie schon so oft zuvor, wich er vor diesem Gedanken zurück.

Moishe BenChaim stand auf. »Nun, das war alles, Mr.

Martin. Ich wollte Sie nur vor diesem Menschen warnen. Vergessen Sie nicht, daß ich immer für Sie da bin. Wenn Sie irgend etwas brauchen, müssen Sie mir Bescheid sagen. Verstanden?«

»Gewiß«, meinte der Detektiv und zwang sich ein Lächeln ab. Er erhob sich und schüttelte BenChaim die Hand. »Und nochmals vielen Dank«, fügte er hinzu.

Als BenChaim gegangen war, dachte der Detektiv lange nach. Seine Hand spielte mit einem Bleistift. Moishe BenChaim war, wie so viele andere, mit nichts als seinem Verstand und seinen beiden Händen und der fürs Überleben nötigen Ausrüstung in den Gürtel gekommen. Im Laufe von dreißig Jahren hatte er daraus eines der größten Vermögen im ganzen Sonnensystem gemacht. Den Respekt solcher Männer schätzte er hoch ein und, oberflächlich gesehen, wurde ihm dieser Respekt auch gezollt. Seine Weigerung, hinter dem Neip herzujagen, würde diesen Respekt trüben, das war ihm klar. BenChaim hatte davon gesprochen, wie unklug es wäre, dem Neip im offenen Kampf gegenüberzutreten, aber das war nicht seine innere Überzeugung. Er wußte sehr gut, daß man von Stanley Martin nur verlangte, das Versteck des Neip zu finden. Sobald das geklärt war, konnten Menschen und Maschinen – vor allem Maschinen – den Neip vom Angesicht der Erde fegen. Eine genau gezielte Bombe mußte genügen, wenn nur die Behörden einmal wußten, wo die Bombe eingesetzt werden sollte. Wenn nur –

Wieder wich sein Denken von diesem Thema zurück.

Die Wechselsprechanlage summete, und er legte den

Hebel um. »Ja, Helen?«

»Dieser Mr. Nguma war hier, als Sie mit Mr. Ben-Chaim sprachen, Mr. Martin. Ich habe ihm Ihren Anweisungen gemäß gesagt, daß Sie ihn nicht empfangen.«

»Gut. Danke, Helen.«

»Außerdem ist ein Telegramm von der Erde eingetroffen.«

»Wenn es von einem der Kollegen Ngumas stammt, will ich es nicht sehen«, sagte er. »Legen Sie es ab – unter ›W!«

»Ich glaube nicht, daß es einer von diesen Leuten abgeschickt hat«, meinte seine Sekretärin zweifelnd. »Ich werde nicht ganz klug daraus. Ich bringe es Ihnen.«

»Gut. Dann melden Sie das Gespräch mit Pelham an. Ich möchte mich möglichst bald mit dem Wrack der ›Morton‹ beschäftigen.«

Sie brachte das Telegramm herein und legte es auf seinen Schreibtisch, bevor sie Pelham anrief. Sie hatte es natürlich gelesen. Das gehörte zu ihren Aufgaben.

Der Detektiv nahm das Blatt Papier und las den Text.

DAS UNTERNEHMEN BEGINNT IN KÜRZE. ICH  
BRAUCHE DIE ANDERE HÄLFTE MEINES TEAMS.  
KOMMEN SIE NACH HAUSE UND MACHEN SIE  
MIT.

MANNHEIM

Es dauerte einige Sekunden, bis er begriffen hatte. Er las die Sätze noch einmal.

Und der Schleier begann sich zu lüften.

Erinnerungen drängten heran – Erinnerungen, die durch eine vor langer Zeit erfolgte hypnotische Suggestion unterdrückt worden waren.

Seltsamerweise war er weder schockiert noch überrascht. Er hatte fachmännische Kenntnisse auf dem Gebiet der Hypnose, vor allem der Selbsthypnose. Er erkannte die Botschaft als das, was sie war: eine Serie chiffrierter Ausdrücke zur Aufhebung der Blockade in seinem Gehirn.

Seine einzige Reaktion war lautes Gelächter. »Bei Gott!« sagte er. »Es hat funktioniert! Es hat tatsächlich funktioniert! Beinahe sechs Jahre, und ich habe nicht einmal Verdacht geschöpft! «

Das Telefon summte. Er schaltete ein. »Mr. Pelham ist am Apparat, Mr. Martin«, sagte Helen.

Das dicke, gerötete Gesicht Pelhams erschien auf dem Bildschirm. »Was kann ich für Sie tun, Martin?« fragte er.

»Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten, Mr. Pelham.«

»Nur heraus damit«, sagte Pelham. »Seit der Geschichte mit BenChaim sind Sie ein großer Held.« Er lachte.

»Ich brauche Urlaub«, sagte der Detektiv.

Pelham machte ein überraschtes Gesicht. »Nun, den haben Sie sich schon verdient, möchte ich meinen. Sie wollen sich wohl ausruhen.«

»Nein«, erwiderte der Detektiv. »Nein, das ist es nicht. Ich bin nur auf größere Beute aus, das ist alles.«

»Wie meinen Sie?«

»Ich fliege zur Erde, um den Neip zu finden.«

Vom ersten Augenblick an, als er erfahren hatte, daß Stanley Martin eingetroffen war, um das Unternehmen zu leiten, verdrängte Bart Stanton alle Gedanken an seinen Bruder. Er hatte schon einmal einen schweren Fehler gemacht, als er nur an sich dachte, statt an seine Aufgabe; er wollte ihn nicht wiederholen.

Martin schien auch gar nicht den Wunsch zu haben, Bart Stanton kennenzulernen. Er übernahm die Kontrolle des Projekts, ohne auch nur zu zögern. Anscheinend hatte Mannheim die Möglichkeit seines eigenen Todes einkalkuliert und entsprechende Vorsorge getroffen. Obwohl Martin nicht Angehöriger der Weltpolizei war, zeigten seine bisherigen Leistungen, daß niemand für diese Aufgabe besser geeignet war als er. In einer Kabinettsitzung hatte man Colonel Mannheims Wünschen einstimmig entsprochen. Etwas anderes blieb den Ministern kaum übrig; die Tatsache, daß Mannheim in den Tod gegangen war, ohne dem Captain Schießbefehl zu erteilen, brachte alle gegnerischen Stimmen zum Schweigen.

Martin war im geheimen auf der Erde gelandet; die Öffentlichkeit hatte keine Ahnung von den tatsächlichen Vorgängen.

Sondernachrichten über die bekanntermaßen vom Neip angezapften Kanäle erklärten, es liege nicht im öffentlichen Interesse, zuzugeben, daß der Neip bis in das Innere des Hauptquartiers der Weltpolizei vordringen konnte; der Neip war also nicht überrascht, als man dem

Publikum mitteilte, Colonel Walther Mannheim, der Mann, der vor zwölf Jahren für die Unterdrückung des zentral-brasilianischen Aufstandes ausgezeichnet worden war, sei sanft entschlafen. Das Begräbnis fand mit allen Ehren, aber unauffällig statt.

Stanton machte sich über solche Dinge keine Gedanken mehr. Bis er die Aufgabe lösen konnte, für die man ihn geschaffen hatte, wollte er nur noch dieses Ziel im Auge haben. Während die Wochen vergingen, trieb er seine Ausbildung vorwärts, trainierte täglich und betrachtete die dreidimensionalen Bewegungsstudien des Neip.

Nur etwas verursachte ihm zu Anfang Übelkeit: eine Aufzeichnung, und zwar die einzige, die den Neip beim Überfall auf einen Menschen zeigte. Deshalb studierte er immer wieder die vom Maschinengewehrturm aus aufgenommenen Filme über den Angriff des Neip auf den Colonel.

Man hatte ein lebensgroßes Modell des Neip gebaut, und Stanton arbeitete damit, um herauszufinden, wo die Grenze der physischen Leistungsfähigkeit dieses Wesens lag.

Sein einziger Zeitvertreib bestand darin, die psychologischen Eigenheiten des Neip mit George Yoritomo zu besprechen.

Eines Nachmittags, nach besonders anstrengendem Boxtraining, betrat er grinsend Yoritomos Arbeitszimmer. »Ich habe mir über das Problem des scheinbaren Paradoxons einer hochentwickelten Technologie in einem Ritual-Tabu-System Gedanken gemacht.«

Yoritomo lächelte erfreut und deutete auf einen Sessel.

»Ausgezeichnet! Es ist viel besser, wenn der Student selbst hinter solche Dinge kommt. Also los, fangen Sie schon an, ich bin neugierig!«

Stanton setzte sich und lehnte sich bequem zurück. »Na schön. Erstens: die Religion. In Stammeskulturen ist die Religion fast immer – äh – animistisch, so heißt das doch wohl.«

Yoritomo nickte stumm.

»Man glaubt an Geister«, sagte Stanton. »Diese Art von Glauben muß meiner Meinung nach in jeder phantasiebegabten Rasse entstehen, und die Neips müssen über ziemlich viel Phantasie verfügen, sonst hätten sie nicht die Technologie, die sie tatsächlich besitzen. Bin ich auf dem richtigen Weg?«

»Sehr gut. Wirklich hervorragend«, meinte Yoritomo anerkennend. »Aber welche Beweise können Sie dafür nennen, daß diese Technologie nicht von irgendeiner anderen, höherentwickelten Rasse an sie weitergegeben worden ist?«

»Daran habe ich gar nicht gedacht.« Stanton starrte eine Weile vor sich hin, dann nickte er. »Ganz klar. Es würde viel zu lange dauern. Die Mühe, sie von ihren falschen Ansichten zu befreien und ihnen die neuen Tatsachen einzutrichtern, würde sich nicht lohnen. Außerdem dürfte das Generationen in Anspruch nehmen, außer, daß diese hypothetische Rasse alle erwachsenen Neips umgebracht und mit den kleinen Neips frisch angefangen hätte. Das ist aber nicht geschehen, weil dann auch das Ritual-Tabu-System erledigt gewesen wäre. Die Theorie von einer anderen Rasse fällt deshalb in sich zusammen.«

»Das Argument ist zwar lückenhaft«, sagte Yoritomo, »aber für den Augenblick genügt es. Weiter.«

»Religiöse Glaubensansichten sind der Erprobung nicht zugänglich. Jeder Glaube, der sich durch solche Proben widerlegen ließe, müßte untergehen. Aber der Glaube an Geister, Dämonen, Engel oder an ein Fortleben nach dem Tode ist durch Tests ebensowenig zu widerlegen wie zu beweisen. Je größer das Wissen einer Rasse um die körperliche Welt wird, desto mehr vergeistigt sich seine Religion.«

»Zugegeben. Ja. Bei den Menschen war es jedenfalls so«, meinte Yoritomo. »Aber wie bringen Sie diese Tatsache mit Ritualen und Tabus in Verbindung?«

»Nun, sobald ein Glaube einmal Fuß gefaßt hat«, fuhr Stanton fort, »läßt er sich sehr schwer wieder ausmerzen; das gilt auch bei den Menschen. Bei den Neips dürfte es praktisch unmöglich sein. Sobald ein kultisches oder gesellschaftliches Verhalten Vorschrift wurde, war es von Dauer.«

»Zum Beispiel?« fragte Yoritomo.

»Nun, nehmen wir das Händeschütteln«, erwiderte Stanton nach einer kleinen Pause. »Wir tun es immer noch, obwohl uns nichts dazu zwingt, einem Neip käme es gewiß niemals in den Sinn, einen solchen Ritus zu unterlassen.«

»Genau«, sagte Yoritomo anerkennend. »Solche Dinge haften, wenn sie im Bewußtsein der Rasse einmal verankert sind. Eine der charakteristischen Eigenschaften eines Ritual-Tabu-Systems besteht eben darin, daß es sich der Veränderung widersetzt. Veränderung ist böse.

Veränderung ist falsch. Wir müssen tun, was wir als wahr erkannt haben, dürfen uns nicht an Dinge heranwagen, die noch nie ausprobiert worden sind. In einem Ritual-Tabu-System ist alles, was nicht Ritus wird, automatisch tabu. Welche Erklärung gibt es dann aber für diese grandiosen technischen Leistungen?«

»Da spielt wohl die pragmatische Einstellung eine erhebliche Rolle«, meinte Stanton. »Wenn etwas funktioniert, kann man es verwenden. Es ist brauchbar. Wenn nicht, dann nicht.«

»So ungefähr«, sagte Yoritomo. »Aber wirklich nur ungefähr. Jetzt halte ich mal einen Vortrag.« Er legte seine Pfeife in den Aschbecher und hob einen langen, knöchigen Finger. »Zunächst müssen wir uns ins Gedächtnis rufen, daß der Neip eine gutfunktionierende Phantasie besitzt. Zweitens lagert in seinem Gedächtnis ein gewaltiger Berg von Tatsachen, auf die er jederzeit zurückgreifen kann. Er hat die Fähigkeit, Theorien in seinem Innern auszuarbeiten, verstehen Sie. Wie die alten Griechen hält er es nicht für nötig, diese Theorien in der Praxis zu erproben – falls seine Überlegungen nicht zeigen, daß ein solches Experiment Nützliches liefern würde. Im Gegensatz zu den Griechen hat er keine Aversion gegen Experimente. Aber er sieht auch nicht ein, warum er sinnlos herumexperimentieren sollte.

Oh, das würde er natürlich lernen, gewiß. Aber wie entschieden würde er sich einer neuen Theorie entgegenstellen, wenn eine bereits vorhandene beweisbar funktioniert. Neuerer haben es sogar in unserer Kultur schwer, gegen die gewaltige Trägheit der anerkannten Theorien

anzukämpfen. Um wieviel schwieriger muß das in einer Ritual-Tabu-Gesellschaft mit perfektem Gedächtnis sein! Wie lange – wie unglaublich lange – muß es bei einer solchen Rasse dauern, bis sie eine Technologie erlangt, wie sie der Neip vorweisen kann.«

»Hunderttausende von Jahren«, meinte Stanton.

Yoritomo schüttelte den Kopf. »Puh! Länger! Viel länger!« Er lächelte zufrieden. »Ich schätze, daß die Neips die Dampfmaschine vor frühestens zehn Millionen Jahren erfunden haben!«

Er lächelte in die Totenstille hinein, die seinen Worten folgte.

Nach einer Weile sagte Stanton: »Und die Atomenergie?«

»Vor mindestens zwei Millionen Jahren«, sagte Yoritomo. »Ich glaube nicht, daß sie den Interstellar-Antrieb länger als fünfzigtausend Jahre besitzen.«

»Kein Wunder, daß unser Neip so geduldig ist«, warf Stanton ein. »Welche Lebensdauer, glauben Sie, hat der einzelne Neip?«

»Sie ist im Vergleich zu den vorhin genannten Zahlen sicherlich wesentlich kürzer«, meinte Yoritomo. »Möglicherweise nicht viel länger als die unsrige, vielleicht aber auch bis zu fünfhundert Jahre lang. Angesichts der gewaltigen Hindernisse haben sie sich recht gut gehalten, finde ich. Ausgezeichnet sogar, für eine Rasse analphabetischer Kannibalen.«

»Was haben Sie da eben gesagt?« Stanton begriff, daß der Wissenschaftler seine Worte ernst gemeint hatte.

»Ist Ihnen noch nicht aufgefallen, daß sie kannibali-

sche Neigungen haben müssen?« fragte Yoritomo. »Daß sie praktisch Analphabeten sind?«

»Nein, darauf bin ich noch nicht gekommen.«

»Der Neip ist, wie der Mensch, ein Allesfresser«, erklärte Yoritomo. »Jede Art von Spezialisierung führt die betroffene Lebensform in eine Sackgasse, und Einschränkungen in der Nahrungsauswahl sind eine besonders gefährliche Spezialisierung. Ein Löwe würde in einem Weizenfeld verhungern. Ein Pferd müßte in einem Metzgerladen voll Koteletts verenden. Ein Mensch kann sich am Leben erhalten, solange noch etwas zu essen da ist.«

Yoritomo nahm seine Pfeife und klopfte die Asche aus. »Wir müssen auch daran denken, daß der Mensch in seinen Anfängen eine Methode zur Beseitigung der Lebensuntüchtigen entwickelte. Vor und unmittelbar nach dem Großen Krieg gab es auf der Erde noch primitive Stämme – beispielsweise in Neuguinea – die äußerst brutale Mannbarkeitsriten hatten.«

Yoritomo stopfte seine Pfeife und machte ein zufriedenes Gesicht. »Vor einigen Jahrtausenden wurde ein Junge, der sich diesen Proben unterzog und sie nicht bestand, sofort getötet und verspeist. Er hatte gezeigt, daß es ihm an der Fähigkeit mangelte, die animalischen Instinkte in sich durch die Vernunft zu besiegen. Deshalb galt er nicht als menschliches Wesen, sondern als Tier.«

»Und Sie glauben, daß der gleiche Prozeß bei den Neips vorgegangen ist?« fragte Stanton.

Yoritomo nickte eifrig, während er die Zündholzflamme über dem Pfeifenkopf hin und her bewegte. »Die

Neips müssen notwendigerweise ähnliche Riten entwickelt haben, sonst wären sie nicht geworden, was sie sind«, sagte er und paffte eine blaue Rauchwolke in die Luft. »Wir sind uns aber bereits darüber einig, daß bei den Neips gedauert hat, wofür sie sich einmal entschieden. Nicht wahr? Ja.

Man darf unterstellen, daß die Neip-Zivilisation – wenn sie diesen Namen verdient – keine Altersprobleme hat. Keine Alterspensionen, keine Altersheime, keine Senilität. Nein, auch keine Fachärzte für Alterskrankheiten. Wenn ein Neip seines Alters wegen zu einer Last wird, tötet und verspeist man ihn mit allem schuldigen Respekt.« Yoritomo deutete mit dem Pfeifenmundstück auf Stanton. »Ah. Sie runzeln die Stirn. Habe ich sie herzlos gemacht, mangeln ihnen die feineren Gefühle, auf die wir Menschen so stolz sind? Ganz und gar nicht. Wenn der junge Neip seine Pubertätsprobe nicht besteht, wenn Mama und Papa Neip das Schicksal ereilt, steht für mich außer Frage, daß die Jungen um sie trauern.«

Er steckte die Pfeife wieder in den Mund. »Meine eigenen Vorfahren begingen vor nicht allzulanger Zeit Ritualselbstmord, indem sie sich mit einem langen, scharfen Messer den Bauch aufschlitzten. ›Harakiri‹ nannte man das. Es galt als äußerst unvornehm, das Bewußtsein zu verlieren oder gar zu sterben, bevor alles seine Richtigkeit hatte. In der Nähe hielt sich ein Verwandter oder enger Freund mit einem scharfen Schwert auf, der den Gnadenstoß zu geben hatte, indem er dem Betreffenden das Haupt abhieb. Das war alles sehr traurig und edelmütig. Die Verwandten trugen ihre Trauer mit großem Stolz

zur Schau.« Seine Stimme wurde plötzlich laut. »Gott sei Dank ist das heutzutage nicht mehr Mode!«

»Aber woher wollen Sie denn wissen, daß sie wirklich Kannibalen sind?« fragte Stanton. »Ihre Argumente klingen ja sehr logisch, aber darauf allein läßt sich Ihre Theorie nicht aufbauen.«

»Wahr! Sehr wahr!« sagte Yoritomo. »Wir brauchen Beweise für unsere Theorie, nicht wahr? Na schön, ich werde Sie Ihnen geben. Er verspeist Menschen, unser Neip.«

»Na hören Sie, das macht ihn aber doch nicht zum Kannibalen«, wandte Stanton ein.

»Vielleicht nicht im wahren Sinne des Wortes. Aber überlegen Sie einmal. Der Neip ist kein Ungeheuer. Er ist kein Verbrecher. Nein. Er ist ein Gentleman. Er benimmt sich stets wie ein Gentleman. Er wird auf einen fremden Planeten verschlagen. Ringsumher sieht er zahllose Beweise dafür, daß hier eine technologische Gesellschaft existiert. Aber da ist ein Widerspruch! Ein Paradox!

Denn wir sind nicht zivilisiert! Nein! Wir sind nicht vernünftig! Wir sind nicht normal! Wir gehorchen den Gesetzen nicht; wir folgen den Riten nicht. Wir sind Tiere. Anscheinend intelligente Tiere, aber immerhin Tiere. Wie kann das sein?

Ha! sagt sich der Neip. Diese Tiere müssen von wirklichen Wesen beherrscht werden. Das ist die einzig mögliche Erklärung. Nicht wahr?«

»Davon hat auch Colonel Mannheim gesprochen«, sagte Stanton. »Wollen Sie andeuten, daß der Neip glaubt, es liefen andere Neips herum, die die Welt von

geheimen Orten aus beherrschen, wie die Schurken in einem Fu-Manchu-Roman?«

»Nicht ganz«, meinte Yoritomo lachend. »Der Neip ist nicht rundweg unfähig, etwas Neues zu lernen. Tatsächlich kann er es sogar sehr gut; man braucht nur daran zu denken, daß er viele unserer Sprachen gelernt hat. Russisch lernte er in nicht ganz acht Monaten, nur durch Zuhören und Beobachten. Wie die unsrige hat wohl auch seine Rasse in den Anfängen ihrer Entwicklung zahlreiche Sprachen entwickelt – als es viele Stämme gab, die voneinander getrennt waren und kaum Verbindung miteinander hatten. Es würde mich nicht überraschen, wenn sich herausstellte, daß die meisten dieser Sprachen noch existieren und daß unser armer Astronaut sie alle beherrscht. Eine neue Sprache macht ihm überhaupt keine Mühe.

Auch intelligente Wesen mit seltsamer Gestalt würden ihn nicht unglücklich machen. Seine Rasse muß ja inzwischen erfahren haben daß es so etwas gibt. Aber einiges deutet darauf hin, daß er echte Intelligenz mit Technologie gleichsetzt; ich nehme nicht an, daß er schon einmal einer Rasse begegnet ist, die auf höherer als barbarischer Stufe stand. Solche Rassen waren natürlich nicht menschlich – seiner Definition zufolge. Sie zeigten Ansätze, gewiß, aber sie hatten sich keinesfalls weit genug entwickelt. Wenn man noch die Zeiträume bedenkt, die bei ihrem eigenen Fortschreiten zu einer technologischen Zivilisation zu durchmessen waren, ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Neip die Technologie als etwas ansieht, das sich in einer Rasse auf dieselbe Weise entwickelt wie die Intelligenz – oder der Körper.

Es würde ihn also nicht überraschen, wenn er herausfände, daß die wirklichen Herrscher dieses Systems von humanoider Gestalt statt von – äh – nipoider wären. Ein schlechtes Wort, aber für den Augenblick genügt es. Wirkliche Wesen von anderer Gestalt zu finden ist etwas ganz Neues, aber er kann es verdauen, weil es zu seinem Wissen nicht in Widerspruch steht.

Aber –! Jedes wirklich intelligente Wesen, das dem Gesetz nicht gehorcht und die Riten nicht ausübt, wäre ein Widerspruch in sich selbst. Unser Neip besitzt nämlich keine Vorstellung von einem wirklichen Wesen ohne diese Eigenschaften. Ohne diese ist aber seiner Ansicht nach Technologie völlig unmöglich. Da er aber an allen Orten Technologie sieht, folgt für ihn daraus, daß es hier irgendwo wirkliche Wesen geben muß, die diese Eigenschaften besitzen. Alles andere ist undenkbar.«

»Ich habe das Gefühl, daß Sie aus reichlich magerem Material eine recht komplizierte Theorie weben«, meinte Stanton.

Yoritomo schüttelte den Kopf. »Keineswegs. Selbst die kleinsten Beweisstückchen deuten darauf hin. Warum, glauben Sie wohl, verspeist der Neip gewissenhaft seine Opfer, wobei er oft seine eigene Sicherheit gefährdet? Warum, glauben Sie, benützt er nie eine Waffe, wenn er tötet, warum immer nur seine Hände?«

Yoritomo beugte sich vor. »Warum? Um den wirklichen Wesen zu beweisen, daß er ein Gentleman ist!«

Er lehnte sich mit zufriedennem Lächeln zurück, paffte Rauchwolken vor sich hin und blieb stumm, während Bart Stanton über den letzten Satz nachdachte.

»Nur eines noch«, sagte Stanton nach einer Weile. »Ich habe den Eindruck, daß er doch eigentlich beurteilen können müßte, daß manche Rassen andere Gesetze und Riten haben als die seinen. Gibt es denn bei ihm keine Wissenschaft, die unserer Anthropologie vergleichbar wäre?«

Yoritomo grinste. »Die Nipologie« meinen Sie? Nun, das wäre schon möglich, aber sie könnte ihm nicht sagen, was uns die Anthropologie lehrt.

Passen Sie auf. Wie sind wir denn in erster Linie zu unserem Wissen über die Frühgeschichte des Menschen gekommen? Durch das Studium der primitiven Kulturen. Von diesen Stämmen haben wir die mannigfaltigsten Wege gelernt, auf denen eine Gruppe menschlicher Wesen Kultur und Gesellschaft zu entwickeln vermag. Aber hat der Neip denn solche andere Stämme, die er studieren könnte?«

»Warum denn nicht?« fragte Stanton.

»Weil es sie nicht gibt«, erwiderte Yoritomo. »Woher sollten sie kommen? Denken Sie nach. Sobald eine Lebensform hohes technologisches Niveau erreicht hat, ist sie in der Lage, andere Rassen, die in der Entwicklung noch nicht so weit fortgeschritten sind, zu vernichten. Befindet sich der technologisch fortgeschrittene Stamm noch auf dem Ritual-Tabu-Niveau, dann wird er alle Stämme, die nicht dieselben Gesetze und Riten anerkennen wie er, als Tiere ansehen – als gefährliche Tiere, die beseitigt werden müssen. Sehen Sie sich doch unsere Geschichte an. In wenigen Jahrhunderten hat sich die technologisch fortgeschrittene Kultur und Zivilisation des

Europa der Renaissance über den ganzen Globus ausgebreitet. Durch militärische, wirtschaftliche und religiöse Eroberung wurde die Menschheit zum überwiegenden Teil verwestlicht.

Derselbe Prozeß muß auf der Welt der Neips stattgefunden haben, nur noch gründlicher. Die schwächeren Stämme mußten verschwinden, die stärkeren verschmolzen.«

»Dieser Prozeß muß aber sehr viel Zeit in Anspruch genommen haben«, meinte Stanton.

»Allerdings! Das kann man wohl sagen«, stimmte Yoritomo zu. »Aber sie hatten doch Zeit, nicht wahr? Wie? Was der westeuropäische Mensch in nicht einmal tausend Jahren zum Teil erreicht hat, konnte sein Neip-Äquivalent in zehntausend mal tausend Jahren schaffen. Wie?«

»Aber ich denke doch, dem Neip müßte nach zehn Jahren klargeworden sein, daß es die von ihm vermuteten wirklichen Herrscher nicht gibt«, sagte Stanton. »Er hatte Zugang zu unseren Unterlagen, zu unseren Büchern. Hält er alles für Lüge?«

»Möglicherweise, wenn er lesen könnte«, gab Yoritomo zu. »Habe ich nicht gesagt, daß er Analphabet ist?«

»Sie meinen, er kann unsere Sprachen zwar sprechen, sie aber nicht lesen?«

Der Psychologe lächelte. »Das stimmt, mein Freund, ist aber unvollständig. Meiner Meinung nach kann der Neip überhaupt keine Schrift lesen. Diese Konzeption existiert in seinem Gehirn nicht, allerhöchstens in äußerst unklarer, verschwommener Form.«

Stanton schloß ein Auge und sah Yoritomo von der

Seite an. »Na, jetzt wird es aber ein bißchen arg, George! Eine technologisch hochentwickelte Rasse ohne Schrift? Das ist unmöglich!«

»Ah, nein. Nein, durchaus nicht. Fragen Sie sich doch einmal selbst: wozu braucht eine Rasse mit perfektem Gedächtnis geschriebene Aufzeichnungen? Zumindest in dem von uns verwendeten Sinn. Gewiß doch nicht, um nichts zu vergessen, um nachzuschlagen. Was finge ein Neip mit einem Notizbuch oder einem Tagebuch an? Ihre gesamte Geschichte, ihre gesamte Technologie existiert im Kollektivgedächtnis der Rasse.

Denken Sie einen Augenblick an ihre Historie. Wenn sie mit der menschlichen vergleichbar ist – und wir haben Gründe, die das annehmen lassen –, dann können wir in gewisser Hinsicht die Entwicklung der Schrift verfolgen. Wir –«

»Einen Augenblick!« Stanton hob die Hand. »Ich glaube, ich sehe, worauf Sie hinauswollen.«

»Ah. So?« Yoritomo nickte. »Na schön. Schießen Sie los.«

»Ich kann es Ihnen in zwei Sätzen darlegen«, sagte Stanton. »Erstens: Die erste Schrift der Neips war vermutlich eine Bilderschrift, und sie wurde nur von einer privilegierten Priesterklasse beherrscht. Zweitens: Daran hat sich bis heute nichts geändert.«

»Ahhh!« Yoritomos Augen leuchteten auf. »Großartig! Wirklich bewundernswert! Übrigens kurz und bündig ausgedrückt. Dazu noch beinahe hundertprozentig richtig. Genau das ist auf der Erde geschehen; irren wir uns, wenn wir annehmen, daß es solche Vorgänge auch an-

derswo im Universum gegeben hat? Wir dürfen dabei nie in den Fehler verfallen, zu denken wie unser Freund, der Neip, nämlich zu unterstellen, daß alle Wesen im Universum uns in allen Beziehungen ähnlich sein müssen.

Sie haben recht. Deswegen drückte ich mich ein bißchen vorsichtig aus, als ich sagte, er sei beinahe Analphabet. Es besteht die Möglichkeit, daß die Neips eine geschriebene Symbolsprache kennen. Aber sie wird ganz sicher nur für rituelle Zwecke verwendet, sie ist der Form nach eine Bilderschrift und nur wenigen bekannt. Andere dürfen sie nicht lernen; für sie ist sie tabu.

Erinnern Sie sich, ich sagte vorhin, daß auf dem Planeten der Neips nur noch eine Gesellschaft, eine Kultur existiert. Denken Sie auch daran, daß die Historie eine sehr späte Entwicklung auch in unserer eigenen Kultur ist, wie die Schriftsprache. Ein wichtiges Ereignis in zehn Jahrhunderten der Neip-Geschichte würde einen Neip-Historiker an zehntausend weitere Ereignisse seit der Erfindung der Dampfmaschine erinnern. Wozu muß also die Geschichte der Neips werden? Zu einer Reihe von Volksliedern, zu ›Chansons de geste‹.

»Wieso?« fragte Stanton. »Wenn sie über ein perfektes Gedächtnis verfügen, warum sollte das zur Verzerrung des Geschichtsbildes führen?«

»Die Zeit, mein Junge. Die Zeit.« Yoritomo breitete die Arme aus. »Wenn man ein paar Millionen Jahre Geschichte zu lernen hat, muß sie verzerrt werden, selbst in einer Rasse mit perfektem Gedächtnis. Sonst hätte keine Person die Möglichkeit, in einem einzigen Leben alles zu lernen, selbst wenn es fünfhundert Jahre dauerte, ge-

schweige denn, dieses Wissen noch an andere weiterzugeben. Nur behält man nur die wichtigsten Ereignisse im Gedächtnis. Das bedeutet aber, daß jeder Historiker zugleich auch Redakteur sein muß. Er hat die von ihm für unwichtig gehaltenen Teile auszumerzen.«

»Würde aber nicht gerade diese Beschränkung sie dazu veranlassen, ihre Geschichte aufzuzeichnen?« fragte Stanton. »Da haben Sie ja den Anreiz zur Schaffung einer Schrift.«

Yoritomo sah ihn mit unschuldiger Miene an. »Warum? Wozu taugt denn Geschichte?«

»Ohhh«, sagte Stanton. »Ich verstehe.«

»Natürlich verstehen Sie«, sagte Yoritomo nachdrücklich. »Was nützt Geschichte denn einer Ritual-Tabukultur? Bei einem Gedächtnis, das alles schon weiß, dient der Historiker nur noch dazu, sich an die wichtigen Dinge zu erinnern. Eine solche Kultur betrachtet Geschichte nicht mit unseren Augen. Nur die Taten der Großen werden aufgezeichnet. Alles andere hat zu verschwinden. So mag zwar das Gedächtnis des einzelnen perfekt sein, das der Rasse ist es nicht!«

»Wie steht es dann mit der Nachrichtenübermittlung?« wollte Stanton wissen. »Was haben sie vor der Erfindung des Radios verwendet?«

»Kuriere«, erwiderte Yoritomo. »Möglicherweise auch geschriebene Botschaften von einem Priestersekretär zum anderen. Das wird sich übrigens wohl in ritueller Fassung erhalten haben. Wenn ein Beamter ernannt wird, bekommt er vielleicht ein Dokument, in dem das genau steht. Vielleicht verwenden die Neips Symbole für Rang-

bezeichnungen usw. Sie bedürfen ja auch einer Symbolschrift für die Meßskalen wissenschaftlicher Instrumente.

Nichts davon verlangt jedoch die Kompliziertheit einer Schriftsprache. Ich wage zu behaupten, daß dem Neip unsere Schrift ein Rätsel ist.

Für Lebenszwecke wird eine Schriftsprache nicht benötigt. Als Beispiel nehmen Sie in unserer Zivilisation nur das Fernsehen und ähnliche Medien. Mit Schallaufzeichnungen und Bildern kann man einer Person sehr viel beibringen, ohne sie lesen lehren zu müssen. Ein Neip braucht sicherlich keine Stütze beim Rechnen, nicht wahr? Wir Menschen benötigen ein Blatt Papier, um zwei zehnstellige Zahlen zu multiplizieren, aber das liegt nur an der Unvollkommenheit unseres Gedächtnisses. Ein Neip schafft das spielend im Kopf.«

»Sind Sie denn von all dem wirklich überzeugt?« fragte Stanton.

Yoritomo zuckte die Achseln. »Wie kann man in diesem Stadium ganz sicher sein? Unser Beweismaterial ist lückenhaft, das gebe ich zu. Es beruht nicht auf so soliden Grundlagen wie unsere anderen Rekonstruktionen seiner Herkunft, aber es sieht so aus, als hielte es Symbole für ungeeignet, wesentliche Informationen zu vermitteln. Die Struktur seiner Überfälle deutet beispielsweise darauf hin, daß sein Wissen über die von ihm gewünschten Dinge und ihre Quellen aus abgehörten Mitteilungen stammt – Fernsehwerbung, geschäftliche Verhandlungen usw. Mit anderen Worten, er verläßt sich auf sein Gehör, um Informationen zu sammeln. Wenn er geschriebene Mitteilungen lesen könnte, wäre seine Aufgabe wesent-

lich einfacher. Er könnte die gewünschten Dinge leichter und schneller finden. Wir haben ihn auch nie ein Wort lesen oder schreiben sehen. Aus diesen Beobachtungen läßt sich mit ziemlich großer Sicherheit schließen, daß er keine unserer Sprachen lesen oder schreiben kann – ja nicht einmal seine eigene. Wie gesagt, unumstößliche Beweise sind das nicht.«

»Nein«, sagte Stanton, »aber ich muß zugeben, daß das alles zu interessanten Spekulationen Anlaß gibt, nicht wahr?«

»Das kann man wohl sagen.« Yoritomo faltete die Hände im Schoß, lächelte freundlich und starrte an die Decke. »Wir sind von unserem Wissen über den Verstand des Neip sogar so überzeugt, daß wir die nächste Phase unseres Programms beginnen können.«

»Oh?« Stanton spürte, wie sich die Härchen an seinem Genick regten.

»Ja«, sagte Yoritomo. »Mr. Martin glaubt, daß wir Gefahr laufen, dem Neip genügend Zeit zur Fertigstellung seines Kommunikators zu geben, wenn wir noch lange warten.« Er sah Stanton an und lachte in sich hinein, aber sein Gesicht blieb ernst. »Wir möchten doch nicht, daß der Neip seine Verwandten mit in diese Auseinandersetzung hineinzieht, wie, Bart?«

»Das war ja von Anfang an der entscheidende Punkt«, sagte Bart gelassen. »Wir wollten den Neip solange unbehindert arbeiten lassen, als er nicht tatsächlich einen Kommunikator produzierte, der, wie Sie sagen, seine Verwandten hierherbringt. Hat sich daran etwas geändert?«

»Allerdings«, erwiderte Yoritomo. »Warum auch nicht? Wir hatten das als letzte Grenze bestimmt. Wenn sich herausstellen sollte, daß der Neip tatsächlich dabei wäre, seine Genossen zu verständigen, müßten wir selbstverständlich sofort handeln. Plan Beta träte dann automatisch in Kraft. Aber das wollen wir doch nicht, oder?«

»Nein«, sagte Stanton. »Nein.« Er wußte sehr gut, welch ungeheurer Verlust mit dem Inkrafttreten von Plan Beta für die Menschheit verbunden sein würde. Der Neip müßte dann buchstäblich aus seinem gemütlichen Versteck herausgebombt werden.

»Nein, natürlich nicht.« Yoritomo lachte wieder. »Binnen ganz kurzer Zeit werden wir, wenn alles klappt, mit Ihrer Hilfe den gefürchtetsten Verbrecher fassen, den die Erde jemals gesehen hat. Ich darf wohl sagen, daß die Öffentlichkeit sehr erfreut sein wird, von seinem Tod zu hören, und ich weiß, daß wir glücklich sein werden, zu hören, daß er niemals mehr töten wird.«

Stanton sah plötzlich den schicksalhaften Tag, für den er so sorgfältig ausgebildet und vorbereitet worden war, in der nächsten Zukunft mit furchtbarer Unausweichlichkeit auftauchen.

»Wie bald?« fragte er mit halberstickter Stimme.

»In den nächsten Tagen.« Yoritomo sah Stanton prüfend an.

»Morgen beginnt die Propaganda-Phase«, sagte er. »Wir werden der Welt verkünden, daß der große Detektiv Stanley Martin zur Erde gekommen ist, um uns von dem Neip zu befreien.«

Die Ankunft des großen Stanley Martin wurde über alle Sender drei Tage lang gefeiert. Man berichtete während der folgenden zweiundsiebzig Stunden mehrmals über seine bisherigen Taten und schmückte sie vielfach aus. Die Landung selbst war sorgfältig einstudiert worden. Ein Sonderschiff der Weltpolizei brachte ihn auf die Erde, wo er von vier Regierungsbeamten in Zivil empfangen wurde. Der ganze Vorgang wurde von Fernsehkameras direkt übertragen. Kein Mensch ahnte, daß er sich schon seit Wochen auf der Erde befand; einige wußten es, aber der Öffentlichkeit blieb es verborgen. Später fand ein Interview statt. Philip Quinn, ein Kommentator, der für seine untertänige Art gegenüber den Gesprächspartnern bekannt war, wurde für diese Aufgabe ausersehen.

Stanley Martins dynamische, starke Persönlichkeit stellte Quinn völlig in den Schatten.

Trotz all dieser Publizität fiel kein Wort über die Methode, mit der Stanley Martin den Neip einzufangen gedachte. Es gab Spekulationen aller Art, vom mystisch Ausgefallenen bis zum wirklich Komischen. Ein selbsternannter Prediger einer kalifornischen Sekte erklärte, Martin sei ein Heiliger, der vom Himmel den Auftrag erhalten habe, den Dämon Neip auszutreiben. Ein Erfinder in Palermo erklärte ernsthaft, Stanley Martin die Pläne für ein Gerät übermittelt zu haben, das ihn unsichtbar machen würde, so daß der Neip ohne Schwierigkeiten in seine Hände fallen müsse. Nein, es bestehe keine Gefahr,

daß die Erfindung in die falschen Hände kommen und Verbrechern dienen könne, da sie eine Person nur Neip-Augen gegenüber unsichtbar machen würde.

Das erste Ereignis wurde in den Nachrichtensendungen groß herausgestellt. Die zweite Nachricht unterdrückte man sofort, weil der Neip vielleicht daran geglaubt hätte.

Bei allen Interviews mit verantwortlichen Leuten schwang aber die Meinung mit, der Neip halte sich irgendwo in den Urwäldern des Amazonas auf. Dies war die letzte Gegend des Erdballs, die nicht völlig erforscht war, und sie schien sich als einzig sicheres Versteck für den Neip anzubieten.

Nur eine Handvoll Menschen aus der Unzahl von Personen, die diese sorgfältig geplante Propaganda verbreiteten, wußte wirklich, was vorging. Über 99 Prozent aller beteiligten Journalisten glaubten die Tatsachen zu liefern, wie sie wirklich waren, und keiner von ihnen sah die unsichtbare, aber mächtige Hand Stanley Martins den Nachrichten die gewünschte Tendenz geben.

Die Komiker in den Unterhaltungsprogrammen ließen das Thema links liegen. Es gab keine Gags, keine Witze über Stanley Martin und den Neip. Ein Humorist, der die Rolle eines unter dem Pantoffel stehenden Ehemanns spielte, bemerkte zwar: »Wenn meine Frau noch bössartiger wird, schicke ich ihr Stanley Martin auf den Hals!«, aber der Lacherfolg war gering. Die Regierungsbehörden hatten allerdings auf diesem Gebiet keinerlei Zensuranstrengungen unternommen; man schwieg aus eigenem Antrieb. Jeder der wirklich großen Komiker erkannte

bewußt oder unbewußt, daß der Neip keinen Stoff für Witze bot.

Abgesehen von der kaum bemerkbaren Färbung, die die kleine, von Mannheim ausgebildete Gruppe von Propagandafachleuten den Nachrichten verlieh, gingen sie unbeeinflußt durch den Äther.

Der Detektiv selbst verschwand nach diesem einzigen Interview von der Bildfläche. Niemand wußte, wo er sich aufhielt, obwohl auch darüber allerhand gemunkelt wurde. In Wirklichkeit war er sorgfältig bewachter und freiwilliger Gefangener in einem Appartement eines der großen Hotels in Government City.

Am vierten Tag wurde das Unternehmen ohne Aufsehen in Gang gesetzt. Das eigentliche Manöver zur Überwältigung des fremden Wesens, das einen Planeten terrorisiert hatte, begann kurz nach Mittag.

Wenige Minuten vor drei Uhr an diesem Nachmittag erlitt der Mann, den die Welt als Stanley Martin kannte, plötzlich einen Schwindelanfall, bei dem er beinahe das Bewußtsein verloren hätte.

Dann begann er wie ein Kind zu weinen.

## LETZTES ZWISCHENSPIEL

Colonel Walther Mannheim sagte: »Es wird fünf Jahre dauern, Stanton.«

Er sah den jungen Mann an, der auf einem der drei Stühle in dem kleinen, gemütlichen Zimmer saß. Man glaubte sich in einen Klub versetzt, aber keiner der drei Männer schien sich wohl zu fühlen.

»Fünf Jahre?« sagte der junge Mann. Er sah den Dritten an.

Dr. Farnsworth nickte. »Mehr oder weniger. Mehr, wenn es teilweise – weniger, wenn es völlig mißlingt.«

»Dann kann es also mißlingen?« fragte der junge Mann.

»Bei großen Operationen muß man immer mit einem Fehlschlag rechnen«, erwiderte Dr. Farnsworth. »Selbst bei den einfachsten Fällen geht manchmal etwas schief. Wir sind alle nur Menschen, Mr. Stanley, keine Zauberer, keine Götter.«

»Das weiß ich, Doktor«, sagte der junge Mann. »Kein Mensch ist vollkommen, das ist mir klar. Können Sie mir ungefähr sagen, wie die Chancen stehen?«

»Nein, auch nicht annähernd«, sagte Farnsworth. Er lächelte grimmig. »Bisher gab es noch keinen Mißerfolg. Unsere Sterblichkeitsquote ist gleich Null. Wir konnten keinen Patienten verlieren, weil wir nie einen hatten. Wie Sie wissen, wird die Operation zum erstenmal an einem Menschen vorgenommen. Oder vielmehr, die Reihe von Operationen«, verbesserte er sich. »Es handelt sich dabei nicht um eine einfache Schnitt- und Nahtangelegenheit

wie bei einer Blinddarmentfernung.«

»Gut. Sie sprechen also von einer Serie von Operationen«, meinte der junge Mann. »Ich nehme an, daß jede Operation schon einzeln erprobt ist.«

»Nicht ganz. Manche Operationen sind bisher am menschlichen Körper nicht vorgenommen worden, weil sie nicht nur besondere Verhältnisse verlangen, sondern auch, daß die zu ihr führenden Schritte bereits getan sind.«

»Sie zeigen die Dinge nicht im rosigsten Licht, Doktor.«

»Das ist auch gar nicht meine Absicht. Ich will Ihnen nur die Tatsachen zeigen. Ich persönlich glaube, daß die Erfolgchance über neunzig Prozent beträgt. Andernfalls würde ich mich an die Sache gar nicht heranwagen. Mit modernen mathematischen Methoden zur Analyse medizinischer Theorien können wir für eine solche Reihe komplizierter Operationen die Erfolgsquote voraussagen. Wir können bestimmen, was geschehen wird, wenn große Mengen Hormone, Enzyme und ähnliche Stoffe verwendet werden. Trotz dieser Möglichkeiten ist die Medizin eine Kunst geblieben.

Bei Operationstestreihen, die wir an Affen durchgeführt haben, konnten überwiegend positive Ergebnisse erzielt werden. Vergessen Sie dabei aber nicht, daß nicht einmal jeder Mensch die für diese Behandlung erforderliche genetische Struktur besitzt, während die Genstruktur eines Affen von der unsrigen erheblich abweicht.«

»Ich möchte nur noch eine Frage stellen«, sagte der junge Mann. »Wenn man Sie bitten würde, sich dieser Behandlung zu unterziehen, wären Sie dazu bereit?«

Dr. Farnsworth zögerte nicht. »Wenn man alles in allem nimmt, ja, ich wäre einverstanden.«

»Was meinen Sie mit ›alles in allem nehmen‹?«

»Die nackte Tatsache, daß der Neip existiert und daß es nur diese einzige Methode gibt, mit ihm fertig zu werden, würde meine Entscheidung natürlich beeinflussen«, erwiderte Farnsworth. »Ich würde mich nicht so schnell dazu bereit finden, wenn es nicht um die Zukunft der gesamten Menschheit ginge.« Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: »Wenn es den Neip nicht gäbe, würde ich es mir überlegen, nicht etwa aus Angst vor einem Mißlingen der Operationen, sondern weil ich mich vor dem Wesen fürchten müßte, zu dem ich werden würde.«

»Hm. Ja.« Der junge Mann biß sich auf die Unterlippe und dachte lange nach. »Ja, ich verstehe. In einer Welt normaler Wesen ein Supermann zu sein, wäre wohl kein Vergnügen.«

Colonel Mannheim, der die Diskussion zwischen den beiden Männern schweigend verfolgt hatte, sagte jetzt: »Hören Sie, Stanton, ich weiß, daß die Sache schwierig ist. Für Sie sogar viel schwieriger als für Ihren Bruder, weil Sie die Entscheidung zu treffen haben. Aber vergessen Sie bitte nie, daß Sie frei wählen können. Niemand versucht Sie zu zwingen.«

Das Lächeln des jungen Mannes ließ ein wenig Bitterkeit durchschimmern, als er den Colonel ansah. »Nein, Sie erinnern mich nur an die Tatsache und überlassen den Rest meinem Pflichtgefühl.«

Colonel Mannheim, der das ein wenig abgeänderte Zitat erkannte, erwiderte das Lächeln und lieferte das näch-

ste Stichwort: »Ihr Pflichtgefühl!«

Die Bitterkeit verschwand, und das Lächeln des jungen Mannes wurde zu einem Grinsen. »Nicht diesen Ton!« zitierte er mit melodramatischem Tonfall. »Wie ich barmherzig Euch war, seid mir es jetzt! Ich flehe Euch an, nicht auf dem Buchstaben des Vertrages zu bestehen.«

»Wir verlangen nichts«, gab der Colonel zurück. »Wir begnügen uns damit, Eure Pflicht anzuzeigen.«

Dr. Farnsworth hatte keine Ahnung, wovon die beiden sprachen, aber er blieb stumm, als er bemerkte, daß sich die Spannung löste.

»Nun, Ihr habt an mein Pflichtgefühl appelliert«, fuhr der junge Mann fort, »und meine Pflicht ist klar. Die Pflicht geht allem vor.«

»Ein tapfres Wort«, sagte der Colonel. »Kommt, Ihr seid wieder einer der unseren.«

»Vorán. Ich folge.«

Und die beiden brachen in Gelächter aus, während Farnsworth verständnislos zusah. Er begriff nicht, daß man einer solchen Situation mit Humor begegnen konnte.

Das Lächeln verschwand nicht vom Gesicht des jungen Mannes, nachdem das Gelächter verklungen war. »Also gut, Colonel. Sie haben gewonnen. Wir machen mit, Martin und ich.«

»Wunderbar!« sagte Mannheim erfreut. »Haben Sie die Unterlagen, Dr. Farnsworth?«

»Natürlich«, sagte Farnsworth und öffnete eine auf dem Tisch liegende Aktentasche. Er war froh, wieder am Gespräch beteiligt zu sein. Er zog ein Bündel Papiere

heraus und breitete sie auf dem Tisch aus. Dann reichte er dem jungen Mann einen Federhalter. »Sie müssen jedes Blatt unterschreiben«, sagte er.

Der junge Mann nahm die Dokumente und las sie sorgfältig durch. Er hob den Kopf und sah Farnsworth an. »Scheint alles in Ordnung zu sein. Ah – was Martin angeht – Sie wissen, was mit ihm los ist – ich meine, abgesehen von den Strahlungsschäden. Glauben Sie, daß er seine Aufgabe erfüllen kann – nach den Operationen?«

»Ich bin überzeugt davon. Die Operationen zusammen mit der Nachbehandlung müßten es wirklich schaffen.«

»Tja.« Er machte ein nachdenkliches Gesicht, »Fünf Jahre noch. Dann werde ich endlich den Zwillingbruder haben, den es bisher gar nicht richtig gab. Irgendwie kommt mir das alles noch ganz unwirklich vor.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Stanton«, sagte Dr. Farnsworth. »Wir haben eine so schwierige Aufgabe vor uns, daß Sie sich nicht auch noch den Kopf zerbrechen dürfen. Sie müssen völlig entspannt sein. Sie haben schließlich auch allerhand zu überstehen.«

»Danke, daß Sie mich daran erinnern«, sagte der junge Mann, aber er lächelte dabei. Wieder warf er einen Blick auf die Dokumente. »Alles hübsch ordentlich und gesetzlich, wie? Na ja ...« Er zögerte einen Augenblick, dann nahm er den Federhalter und schrieb mit ruhiger Hand »Bartholomew Stanton.«

Captain Davidson Greer saß vor den Fernsehschirmen und beobachtete aufmerksam die einzelnen Vorgänge. Auf der Bildmitte eines der Fernsehschirme saß unbeweglich der Neip, umgeben von den Apparaturen seines Verstecks. Andere Bildschirme zeigten verschiedene Teilstücke des langen Tunnels, der vom Zugang im Nordteil der Insel nach Süden führte.

Die Finger des Captains lagen auf einer Steuerkonsole; die Tasten erlaubten es ihm, von einer Kamera zur anderen umzuschalten, wodurch das gesamte Tunnelsystem überblickbar wurde. Hoffentlich ergab sich diese Notwendigkeit nicht. An anderen als den vorgesehenen Stellen sollte sich nichts ereignen – aber auf Änderungen im Plan war er vorbereitet. In anderen Räumen saßen nahezu hundert Männer an den Spezialsteuerungen der kleinen Spionratten, die durch die unterirdische Dunkelheit flitzten. Das beim Captain aufgebaute Kontrollsystem erlaubte es ihm, jederzeit durch die Augen einer beliebigen Ratte zu sehen.

Der Bildschirm, den er im Augenblick beobachtete, war jedoch nicht mit einer Untergrund-Kamera, sondern mit einem Aufnahmegerät am Boden einer basketballgroßen Kugel verbunden, die, von einer kleinen Trägheitsmaschine angetrieben, über dem Wildpark an der Nordspitze Manhattan Islands in der Luft schwebte. Auf dem Schirm hatte er ein Luftbild der grasbewachsenen Steinhügel, deren Kruste Ruinen verbarg. In der Mitte

des Schirms war ein Mann zu sehen, der ein Gewehr trug. Er ging langsam und suchte vorsichtig seinen Weg am Grund einer schmalen Rinne.

»Barbell«, sagte der Captain. Ein Kehlkopfmikrofon nahm die Worte auf und gab sie an den Mann auf dem Bildschirm weiter. »Barbell, hier Barhop. Wilde Tiere sind nirgends zu sehen, aber vergessen Sie nicht, daß wir von hier oben nicht alles bemerken. Halten Sie die Augen offen.«

»Okay, Barhop«, sagte eine gedämpfte Stimme im Ohr des Captains.

»Gut. Wenn Sie auf irgend etwas stoßen, dann knallen Sie es nieder.« Im Gehege gab es viele Wildtiere – manche davon waren gefährlich. Nicht alle Insassen des Tierparks in der Bronx waren durch die Explosion der Sonnenbombe getötet worden. Im Norden der Insel genossen sie größeren Schutz; einige von ihnen waren später nach Süden gewandert. Captain Greer wußte sehr gut, daß Stanton mit bloßen Händen einem Leoparden oder Löwen mehr als gewachsen war, aber Stanton sollte sich durch einen solchen Kampf nicht ermüden. Das Gewehr würde sicherlich nicht gebraucht werden; es stellte nur eine zusätzliche Vorsichtsmaßnahme dar.

Es wäre natürlich möglich und vielleicht auch einfacher gewesen, Stanton mit einem Gleiter zum Zugang zu bringen, aber das hätte andere Komplikationen hervorgeufen. Die Verkehrsregeln untersagten den Gleitern, das Tiergehege in Höhen von unter dreihundert Meter zu überfliegen. Ein tieffliegender Gleiter hätte die Aufmerksamkeit der Verkehrspolizei erregt; Stanley Martin wollte

das um jeden Preis vermeiden. Selbst der Hinweis an die Verkehrspolizisten, diesen einen Gleiter in Ruhe zu lassen, hätte mehr Aufmerksamkeit erregt, als ihm lieb sein konnte. Später hätte man sich gewiß an diese Anweisung erinnert.

Stanton setzte seinen Weg fort.

Captain Greer sah aus dem Augenwinkel am Bildschirmrand etwas auftauchen. Es bewegte sich auf die Mitte des Schirms zu.

»Barbell«, sagte der Captain, »vor Ihnen ist ein Reh. Gehen Sie ruhig weiter.«

Stanton bog um eine zerborstene Mauer. Er konnte das Tier jetzt sehen. Das Reh starrte den Eindringling ein paar Sekunden an, dann floh es mit weiten, graziösen Sätzen.

»Herrliches Tier.« Stantons Stimme klang leise. Er hatte vor sich hingesprochen. Captain Greer schwieg.

Er zündete sich eine Zigarette an und lehnte sich zurück, ohne den Blick von den Bildschirmen zu nehmen. Der Neip bewegte sich immer noch nicht. Er schien eine seiner ›Ruhepausen‹ zu genießen. Der Captain wagte nicht zu entscheiden, ob das wirklich der Vorteil war, als der er sich zunächst darstellte. Er wußte nicht, welcher äußeren Störungen es bedurfte, den Neip zu ›wecken‹ ; solange er ruhig dasaß, war die Gefahr, daß er ein Geräusch im Tunnel hören würde, wesentlich größer. Bei einer Tätigkeit waren zwar seine Sinne geschärft, aber die eigenen Aktionen und Geräusche hätten ihn abgelenkt.

Es spielte keine Rolle, entschied der Captain. Ein Weg

war in diesem Fall so gut wie irgendein anderer. Es kam nur darauf an, Stanton in eine vorteilhafte Position zu bringen, bevor der Neip etwas ahnte.

Er beobachtete Stanton und sah eine schwarze Gestalt in einem flexiblen, widerstandsfähigen, hautengen Anzug. Der Neip würde es schwerhaben, diese künstliche Haut zu durchbeißen, während Stanton uneingeschränkte Bewegungsfreiheit besaß.

Stanton wußte, welchen Weg er nehmen mußte. Er hatte die Karten über dieses Gebiet genau studiert und mit Hilfe des fliegenden Auges, das ihn jetzt von oben beobachtete, eine Besichtigungstour seiner Route unternommen. Vom Boden aus sahen die Dinge jedoch anders aus, und selbst das eingehende Kartenstudium konnte die unmittelbare Kenntnis des Geländes nicht ersetzen.

Stanton blieb stehen, und Captain Greer hörte seine Stimme. »Barhop, hier Barbell. Da vorne sind die Felsen, nicht wahr?«

»Richtig, Barbell. Sie steigen links den Hang hinauf. Die Öffnung befindet sich in diesem Haufen von Felsbrocken.«

»Sie sind höher, als ich dachte«, meinte Stanton. Dann wanderte er weiter.

Der Tunneleingang, auf den er zuging, war früher einmal eine seitlich in die Felswand gebohrte, große Öffnung gewesen, die den unbehinderten Zugang zu den Tunnels und Bahnsteigen ermöglicht hatte. Die Sonnenbombe hatte damit aufgeräumt. Durch die Druckwelle war der Fels abgebröckelt, eine Gerölllawine hatte alle Hinweise auf die Existenz des Tunnels begraben, bis auf

eine kleine, schmale Öffnung an der Oberseite des früheren Eingangs.

Stanton ging langsam auf die Stelle zu, bis er an dem von der Lawine geschaffenen Geröllhang stand. »Dort oben?« fragte er.

»Richtig«, erwiderte Captain Greer.

»Ich werde das Gewehr am besten hierlassen, Barhop«, sagte Stanton. »Es wäre Unsinn, es den Abhang mit hinaufzunehmen.«

»Einverstanden. Legen Sie es ins Gebüsch. Man sieht es dort nicht, wie?«

»Ich glaube kaum. Nein.« Stanton versteckte das Gewehr und stieg den Abhang hinauf.

Captain Greer drückte auf eine Taste. »Gruppe Eins! Er kommt. Sind alle Alarmanlagen abgeschaltet?«

»Alles in Ordnung, Barhop«, sagte eine Stimme. »Hier ist Führer Eins. Ich treffe ihn am Loch.«

»Richtig.« Captain Greer drückte auf die Taste daneben. »Sind Sie fertig, Barbell?«

Stanton starrte in das dunkle Loch. Es war kaum groß genug zum Kriechen und endete in der scheinbaren Unendlichkeit des Dunkels. Er nahm die Spezialbrille aus dem Kasten an seinem Gürtel und setzte sie auf. Im Loch sah er eine Ratte, die ihn mit funkelnden Augen anstarrte.

»Ich bin jetzt soweit, Barhop«, sagte Stanton.

Auf Händen und Knien begann er durch den engen Tunnel zu kriechen. Die Ratte drehte sich um und lief voraus, um ihm den Weg zu zeigen.

Der große, in den Fels gesprengte Tunnel war lang und dunkel, die dumpfe, muffige Luft stank nach den Nage-  
tieren. Stanton blieb eine Minute lang stehen und reckte  
sich. Es war nicht einfach gewesen, durch die enge Öff-  
nung zu kriechen. Er sah sich um und versuchte, die von  
seiner Brille erzeugte schimmernde Düsternis zu durch-  
dringen.

Der Tunnel erstreckte sich endlos vor ihm – er schien  
kein Ende zu nehmen. Stanton war umgeben vom Ge-  
stank der Bösartigkeit und des Todes. Vor ihm ...

*Er zieht sich in die Unendlichkeit, dachte Stanton, und  
endet bei Null.*

Die Ratte blieb stehen und sah sich um.

»Schon gut«, murmelte Stanton. »Ich komme ja.«

Die Ratte führte ihn durch den langen Tunnel, tief in  
den Fels hinein, bis sie endlich eine Treppe erreichten,  
die hinab zu den riesigen Gängen und Schächten führte,  
wo früher einmal die Züge gefahren waren. Sie kamen  
zum Bahnsteig, wo die Fahrgäste früher auf ihre Züge  
gewartet hatten. Eineinviertel Meter unter dem Bahn-  
steigrand zogen sich die verrosteten Schienen dahin.

Er schwang sich auf die Schienen hinab.

»Barbell«, sagte eine Stimme in seinem Ohr, »hier  
Barhop. Hören Sie mich?«

Es war das leiseste Flüstern, auf gefangen von den An-  
tennen in seinen Schuhen über die Stahlschiene.

»Ich kann Sie hören, Barhop.«

»Also los. Sie haben noch einen weiten Weg vor sich.«

Stanton setzte sich in Bewegung, blieb nahe der Schienen, für den Fall, daß ihn Greer rufen sollte. Er spürte die schwache Bewegung des hautengen, dichten Anzugs an seinem Körper.

Und er hörte das scharrende Getrappel der Ratten.

Die meiste Zeit hielten sie respektvollen Abstand, aber er konnte sie in Ecken kauern und auf dem Boden dahinschleichen sehen.

Rings um ihn begleiteten sechs rattenähnliche, ferngesteuerte Roboter seinen Weg, ständig die Plätze wechselnd.

Weit vor ihm waren, wie er wußte, andere Rattenroboter stationiert; lauernd und wartend, um im richtigen Augenblick die Detektoranlagen des Neip außer Betrieb zu setzen. Hinter ihm kam eine andere Horde heran, die diese Geräte wieder einschaltete.

Die Techniker hatten lange gebraucht, bis sie diese Detektoren abschalten konnten, ohne die Instrumente des Neip in Tätigkeit zu setzen.

An dem Unternehmen waren nahezu hundert Männer beteiligt; sie steuerten die Roboter oder beobachteten den Neip durch versteckte Kameras. Nahezu hundert. Und jeder einzelne von ihnen war in Sicherheit.

Sie alle befanden sich außerhalb des Tunnels, waren weit entfernt. Sie brauchten in diesem Loch nicht zu sterben, gleichgültig, was auch geschehen mochte. Aber Stanton ...

Es ließ sich nicht ändern; einen anderen Weg gab es

nicht. Stanton mußte persönlich hinuntersteigen. Ein lebensgroßer Roboter wäre zwar stärker, aber keinesfalls schneller als der Neip gewesen, wenn nicht Stanton ihn steuerte. Der Neip hätte jedoch sofort entdeckt, daß es sich um einen Roboter handelte, und ihn mit einer seiner Waffen vernichtet. Ein ferngesteuerter Roboter wäre nie nahe genug an den Neip herangekommen, um irgend etwas auszurichten.

»Wir wissen nicht genau, ob er ihn als Roboter erkennen würde oder nicht«, hatte Dr. Yoritomo gesagt, »aber seine Instrumente würden Metall sofort anzeigen, und seine Augen könnten ihm verraten, daß die Maschine nicht mit menschlicher Haut bedeckt ist. Die Ratten sind so klein, daß man sie vorwiegend aus Kunststoff herstellen kann; außerdem sind sie mit echtem Rattenfell verkleidet. Überdies ist unser Freund, der Neip, an ihren Anblick gewöhnt. Aber ein menschengroßer Roboter? Ah, nein. Niemals.«

Stanton mußte also selbst hinunter, die Schienen entlanggehen durch meilenweite Dunkelheit, zum Versteck des Neip.

Über ihm lag Government City.

Er hatte die Nacht zuvor auf diese Straßen hinabgesehen, und er wußte, daß eine gänzlich andere Welt nur wenige Meter entfernt war.

Irgendwo da oben wartete sein Bruder, ein berühmter Mann. »Stanley Martin, den größten Detektiv im Sonnensystem« hatte man ihn genannt. Großartig. Stanton fragte sich, wie es oben bei den Asteroiden wohl aussah. Wie würde ein Leben im Weltraum sein, wo es noch Platz

genug gab, wo man sein Leben nach eigenen Vorstellungen formen konnte? Vielleicht gab es dort oben auch Platz für einen Supermann.

Oder vielleicht war nur hier, unter den Straßen Government Citys, Platz für einen toten Supermann.

Wir werden ja sehen, dachte Stanton.

Die Wanderung schien kein Ende zu nehmen, aber Stanton war nicht unzufrieden. Er hatte über so vieles nachzudenken. Es war schockierend gewesen, den Bruder auf dem Fernsehschirm zu sehen, aber heute kam es ihm vor, als sei von Anfang an alles im Lot gewesen.

Sein Gedächtnis war noch längst nicht komplett, und vermutlich würde sich daran nichts mehr ändern. Er konnte sich kaum etwas vom Leben eines Jungen namens Martin Stanton ins Gedächtnis rufen, aber – und er belächelte den Gedanken ein wenig – er wußte mehr über ihn als sein Bruder.

Es war jetzt nicht mehr wichtig. Diesen Martin Stanton gab es nicht mehr. Auf dem alten Fundament hatte man einen neuen Bau errichtet.

Trotzdem sprach vieles dafür, daß die neue Struktur derjenigen glich, die auf normalem Weg entstanden wäre, wenn Martin Stanton nicht jenen schrecklichen Unfall erlitten hätte.

Stanton ging weiter. Sein Marsch durch die Tiefen des Untergrundes schien etwas Zeitloses an sich zu haben, als gliche jeder Schritt durch die Dunkelheit jedem beliebigen anderen, als gäbe es nur immer wieder diesen einen Schritt.

Er wich einem Schutthaufen aus. Dort hatte einmal ei-

ne Station existiert; die Straße darüber war eingestürzt und hatte sie mit Ziegeln, Beton, Pflastersteinen und Schrott angefüllt; schließlich war sie beim Bau von Government City abgedichtet worden.

Eine Wand war jedoch teilweise noch unbeschädigt. Ein aus Fliesen gefertigtes Schild zeigte die Aufschrift: »125. Straße«, wie er wußte, obgleich er es im trüben Schimmer kaum zu entziffern vermochte. Er ignorierte die hin und her flitzenden Ratten und marschierte weiter.

Nach etwa zwei Kilometern flüsterte er: »Barbell an Barhop. Wie läuft das Unternehmen?«

»Barhop an Barbell«, kam die Antwort. »Kein Anzeichen einer Bewegung. Bisher ist kein Alarmgerät ausgelöst worden.«

»Was tut er denn?« wisperte Stanton. Es schien empfehlenswert, leise zu sprechen, obwohl er davon überzeugt war, daß seine Stimme den Neip nicht erreichen konnte. Er war noch Kilometer von ihm entfernt.

»Er rührt sich immer noch nicht«, sagte Captain Greer. »Wahrscheinlich denkt er nach. Oder er schläft. Schwer zu sagen.«

»Gut. Sagen Sie mir Bescheid, wenn er sich regt.«

»Ja.«

*Armes, ahnungsloses Wesen, dachte Stanton. Zehn Jahre harter Arbeit, sicherer Geborgenheit im Versteck, und bald wird es den größten Schock seines Lebens erleiden.*

Oder auch nicht. Niemand wußte, welche Schocks der Neip in seinem Leben schon überstanden hatte, dachte Stanton. Niemand konnte wissen, ob der Neip überhaupt

so etwas wie einen Schock zu fühlen vermochte.

Seltsam, dachte er, daß er so enge Verwandtschaft zum Neip und zu seinem Bruder empfand. Er war dem Neip nie begegnet, sein Bruder war nur ein verschwommenes Bild in seinen alten Erinnerungen, aber beide waren ihm wohlvertraut. Vertrauter jedenfalls als er ihnen.

Und doch hatte er mit innerlicher Bewegung das Gesicht seines Bruders auf dem Fernsehschirm gesehen, seine Stimme gehört, seine Bewegungen beobachtet.

Die Begegnung von Angesicht zu Angesicht würde ihm jetzt leichter fallen, trotzdem hatte er Angst davor.

Sein Fuß stieß gegen ein Objekt, das klappernd davonrollte. Er blieb stehen, starrte regungslos zu Boden und bemühte sich, die trübe, schimmernde Düsternis zu durchdringen. Das rollende Ding war ein menschlicher Schädel.

Er atmete auf und setzte seinen Weg fort.

Hier unten gab es viele menschliche Gebeine. Mannheim hatte ihm erzählt, daß die Tunnels im Krieg als Luftschutzbunker benützt worden waren. Männer, Frauen und Kinder hatten sich nach der Luftwarnung zu Tausenden in die Tunnels gedrängt – und sie waren zu Tausenden gestorben, als die grellweißen, heißen, tödlichen Gase durch die Ventilatoren und Treppenschächte hinabfauchten.

Es gab sogar Konservenlager hier, von denen manche noch unangetastet waren, nach all dieser Zeit. Die Rattenhorden, klüger, als sie selbst es wußten, hatten daran genagt, den Stahl unter dem dünnen Blech freigelegt. Nach geraumer Zeit war die Oxydierung der Dose soweit fortgeschritten, daß eine glückliche Ratte die Roststelle

durchnagen und eine Mahlzeit finden konnte. Dann schob sie die leere Dose beiseite und begann die nächste zu benagen. Den Stahl vermochte sie nicht zu durchdringen, aber das Blech wurde abgekratzt; der Kreislauf begann von neuem. Später würde eine andere Ratte die angerostete Dose finden und die Wand durchnagen. Die Ratten erhielten dadurch regelmäßig ihre Nahrung.

Der Tunnel vor ihm zeigte sich als endlose, einfarbige Welt, die zugleich künstlich und natürlich war. Hier ein Mosaik aus Keramikfliesen, offensichtlich von Menschenhand gefertigt; dort drüben auf einem kleinen Erdhügel ein Haufen dicker Pilze. An manchen Stellen mußte er kleinen Teichen aus dunklem, stinkendem Wasser ausweichen; zweimal kletterte er über lange Haufen auseinanderfallenden Rosts, die früher einmal U-Bahn-Züge gewesen waren.

Er setzte seinen Weg fort – ein Mann, allein, durch das Dunkel auf ein übermenschliches Wesen zugehend, das ein Jahrzehnt lang die Erde terrorisiert hatte.

Eine Droge, die den Neip bewußtlos gemacht hätte, wäre sehr nützlich gewesen, aber die synthetische Herstellung eines solchen Mittels hätte ein größeres Wissen über die biochemischen Prozesse im Körper des Neip verlangt, als den Wissenschaftlern zur Verfügung stand. Das gleiche galt für Narkosegase, für Elektroschocks, Ultraschallanwendung. Niemand konnte entscheiden, welche Menge verwendet werden sollte, oder wieviel davon seinen Tod herbeiführen würde.

Die einzige Lösung war ein Mann namens Stanton.

Stanton summte vor sich hin. Es schien ihm, als wan-

dere er in alle Ewigkeit durch den Hades, während sich die Schatten der Toten rings um ihn bewegten.

*Arme Schatten*, dachte er, als er diesen Gedanken für einen Augenblick weiterspann, *werde ich bald zu euch zählen?*

Er bekam keine Antwort. Seine Schritte und das Quietschen der Ratten waren die einzigen Laute dieser Welt.

»Barhop an Barbell«, sagte plötzlich eine laute Stimme in seinem Ohr, »hier müssen Sie in den anderen Tunnel überwechseln.«

»Barbell an Barhop. Ich weiß. Ich habe die Markierungen beachtet.«

»Nur zur Vorsicht, Barbell«, sagte Captain Greer. »Wie fühlen Sie sich?«

»Offen gestanden, ich möchte mich ein paar Minuten ausruhen«, sagte Stanton.

»Sind Sie müde?« In der Stimme des Captains schwang eine leise Spur von Angst mit.

»Nein«, erwiderte Stanton. »Ich möchte mich nur hinsetzen und meine Füße ein paar Minuten ausruhen.«

Nach einer kurzen Pause meldete sich die Stimme des Captains wieder. »Okay, ruhen Sie sich aus, Barbell. Zehn Minuten. Aber wenn ich rufe, müssen Sie sofort auf dem Damm sein. Diese Alarmanlagen sind sehr schwer zu kontrollieren. Und setzen Sie ihren Weg nicht fort, ohne mich vorher zu verständigen.«

»Verstanden.«

Stanton stemmte sich aus dem Graben, in dem die Schienen liefen, und setzte sich auf den Rand des Bahn-

steigs. Er hatte jetzt nicht mehr weit. Zwischen ihm und dem Neip lag nur noch einer der alten Eingänge. Ein Umsteigebahnhof, wo zwei verschiedene Teile des Tunnelsystems zusammentrafen und man von einer Linie auf die andere umsteigen konnte. Man mußte zu diesem Zweck einige Treppen zur nächsthöheren Etage emporsteigen und einen anderen, in südlicher Richtung verlaufenden Tunnel betreten.

Es gab andere Wege. Dieser Tunnel, dem er sich so lange anvertraut hatte, gabelte sich nach einigen hundert Metern. Wenn er die eine Abzweigung benützte, würde er östlich vom Neip ankommen; die andere würde ihn an eine Stelle westlich des Verstecks bringen. Von beiden Stellen hätte er seitlich durch ein anderes Tunnelsystem vordringen müssen, aber keine dieser Routen bot Vorteile, die der anderen gemangelt hätte; wie in den meisten Fällen, war auch hier der direkte Weg am besten.

»Barbell an Barhop«, flüsterte er. »Ich bin soweit.«

»Das waren doch nur fünf Minuten.«

»Ich weiß. Ich bin sehr schnell wieder munter. Machen wir weiter.«

Einige Sekunden blieb es still, dann sagte Captain Greer: »Alles bereit, Barbell. Los.«

Stanton erhob sich und ging auf die Treppe zu, die zum nächsten Stockwerk führte. Minuten später befand er sich in einem anderen Tunnel und setzte seinen Weg in südlicher Richtung fort.

Aber er verhielt sich jetzt vorsichtiger. Er beobachtete sorgfältig den Boden, um zu verhindern, daß er auf irgendeinen Gegenstand trat und Lärm verursachte. Der

Neip war immer noch etwa einen Kilometer entfernt, aber sich darauf zu verlassen, daß er ihn nicht hören würde, war zu riskant. Die Roboterratte, der er folgte, führte ihn einen Pfad entlang, der über Monate hinweg von den ferngesteuerten Ratten unauffällig gesäubert worden war. Die Roboter waren allerdings nicht die einzigen Ratten hier. Er behielt den Pfad im Auge.

Eine Weile später sagte die Stimme in seinem Ohr: »Noch hundert Meter, Barbell.«

»Ich weiß«, flüsterte Stanton. »Er hat sich nicht gerührt?«

»Nein. Ich rufe sofort, wenn er sich bewegt. Sie brauchen jetzt nicht mehr zu sprechen. Seine Ohren fangen vielleicht sogar dieses Flüstern auf.«

*Er hat sich nicht bewegt, dachte Stanton. Die ganze Zeit über nicht. Seit ich sein Gebiet hier betreten habe, sitzt er bewegungslos da – und wartet! Wäre es nicht komisch, wenn er gestorben wäre? Wenn sein Herz zu schlagen aufgehört hätte. Wäre das nicht zum Schreien? Wäre das nicht ein Witz? Vor allem für mich.*

Vor ihm lag die Stelle, an der sich einer der großen Knotenpunkte des Tunnelsystems befunden hatte. Dieses Gebiet hatte der Neip besetzt. Hier befanden sich seine Werkstätten, seine Labors, seine Lagerräume.

Und irgendwo hier war der Neip.

Er trat aus dem Tunnel in einen Bahnsteig. Zu seiner Linken befand sich eine kurze Treppe, die zu einem höher gelegenen Stockwerk führte. Er ging langsam und leise weiter. Er wollte nicht hier unten auf den Schienen kämpfen, und er wollte auch nicht entdeckt werden.

Vorsichtig stemmte er sich auf den Bahnsteig, wo längst dahingegangene Fahrgäste auf längst verschwundene Züge gewartet hatten.

Am oberen Absatz der Treppe hörte die Dunkelheit auf. Er nahm die Infrarot-Brille ab. Vom Versteck des Neip drang genug Licht herüber, um ihm die Sicht zu erleichtern. Er legte die Brille auf den Boden. Er brauchte sie nicht mehr.

Dann stieg er die Treppe hinauf, Stufe um Stufe.

Oben blieb er stehen, um sich zu orientieren.

Das Licht war nicht sehr hell, aber ausreichend, um –  
»Barbell! Vorsicht! Er hat Sie gehört!«

Aber Stanton hatte bereits bemerkt, daß der Neip sich bewegte. Er riß das Funkgerät vom Gürtel und warf es die Treppe hinunter. Jetzt konnte er keine Behinderung brauchen.

Er rannte zur Mitte der großen unterirdischen Kammer, weg vom Treppenschacht.

Und dann kam der Neip mit der Geschwindigkeit eines Expreßzuges um eine nur zehn Meter entfernte Ecke; seine vier violetten Augen glommen im Halbdunkel, seine Beine zuckten rhythmisch.

Aus einer Entfernung von fünf Metern setzte er zu einem gewaltigen Sprung an, mit vorgereckten Händen, bereit, zu töten.

Aber Stantons wunderbares neuromuskuläres System war in Aktion.

In diesem Stadium der Auseinandersetzung wäre es Selbstmord gewesen, den Neip herankommen zu lassen. Stanton konnte nicht acht Hände mit seinen beiden ab-

wehren. Er sprang zur Seite, und der Neip erlebte zum erstenmal in zehn Jahren eine Überraschung, als Stantons Faust an seinen Schädel knallte und ihn in die entgegengesetzte Richtung schleuderte.

Der Neip landete auf dem Boden, fuhr herum und griff erneut an. Diesmal stellte er sich auf die Hinterbeine und versuchte, mit den beiden vorderen Gliederpaaren zu treffen.

Er erlebte die zweite Überraschung, als Stantons Faust auf seiner spitzen Schnauze landete und seinen Schädel nach hinten riß. Seine eigenen Hände fanden nichts als Luft; bis er sich von dem Schlag erholt hatte, war Stanton längst außer Reichweite.

Er ist so klein! dachte Stanton verblüfft. Selbst, wenn er sich aufrichtete, war der Schädel des Neip nur gute neunzig Zentimeter über dem Betonboden.

Der Neip setzte zum nächsten Angriff an – diesmal mit größerer Vorsicht.

Stanton schlug eine gerade Rechte. Der Neip wich aus, und Stantons Knöchel streiften den Schädel nur neben dem unteren rechten Auge.

Gleichzeitig zuckte eine Hand des Neip in einem harten rechten Haken von vorn und traf Stanton unter den Rippen in den Leib. Stanton sprang aufstöhnend zurück.

Der Neip gebrauchte keine Fauste. Er schlug mit den offenen Händen, deren Finger geschlossen waren, wie ein Judokämpfer.

Der Neip kam heran und versuchte Stantons Fußknöchel zu packen. Um ein Haar wäre es ihm gelungen. Stanton mußte auf zu viele Hände achten.

Stanton verfügte über zwei Vorteile: Gewicht und Reichweite. Seine Arme waren doppelt so lang wie die des Neip.

Dagegen konnte sich der Neip auf seine vielen Hände verlassen; bei seinem niedrigen Schwerpunkt und dem stabilen, vierfüßigen Stand würde es schwer sein, ihn niederzuschlagen. Wenn Stanton jedoch von den Beinen kam, würde der Kampf schnell vorbei sein.

Stanton stürzte plötzlich nach vorn und setzte eine Linke ins rechte obere Auge, gefolgt von einem rechten Uppercut zum Kinn des Neip, als dessen Kopf zurückschnellte. Die vier Hände des Neip zuckten nach innen wie Degenklingen, aber sie trafen ins Leere.

Als Stanton zurückwich, wurde ihm klar, daß er noch einen Vorteil besaß. Der Neip konnte keine Geraden schlagen! Seine Schultern – wenn man sie so nennen durfte – waren schmal, und für einen solchen Schlag zeigten sich die Oberarmknochen nicht ausreichend artikuliert. Der Neip vermochte einen harten Haken zu schlagen, aber er mußte in die Nahdistanz, um ihn anzubringen.

Zum Nachteil gereichte dagegen Stanton die Tatsache, daß der Neip über die menschliche Anatomie gut unterrichtet war – während Stanton vom Körperbau des Neip nicht allzuviel verstand.

Er hätte beispielsweise gerne gewußt, ob der Neip einen Solar Plexus besaß. Zur Abwechslung wäre ihm einmal ein Schlag auf weiche Stellen richtig erschienen.

Statt dessen zielte er wieder auf ein Auge. Er tänzelte heran, schlug zu, tänzelte davon. Der Neip hatte wieder abgeduckt, und nahm den Treffer an der Kopfseite hin.

Dann kam der Neip tief geduckt von der Seite heran und versuchte, unter der Gürtellinie zu treffen. Dafür mußte er einen harten Stoß mit dem Knie ans Kinn nehmen, der ihn schwer erschütterte. Eine tastende Hand umklammerte Stanton's Oberschenkel. Stanton ließ seine Faust herabsausen und schlug den Arm zur Seite.

Aber er hinkte ein wenig, als er auf Distanz ging. Der eisenharte Griff schien sein Bein gelähmt zu haben.

Stanton war jetzt zornig; die heiße, kontrollierte Wut des Kämpfers durchfuhr ihn. Er trat vor und schlug zwei harte Gerade auf die Schnauze des Neip; das Wesen taumelte. Diesmal war es der Neip, der den Rückzug antrat.

Stanton setzte schnell nach, um seinen Vorteil zu wahren. Er landete einen Volltreffer auf dem linken unteren Auge des Neip. Dann versuchte er es mit einem Körpertreffer, aber der Erfolg war gering. Das fremde Wesen besaß zwar ein Endoskelett, aber es verfügte auch über eine harte Haut, die dickem, ledrigem Chitin ähnelte.

Stanton wich zurück, um den offenen Judoschlägen des Neip zu entgehen.

Seine Fäuste begannen zu schmerzen, und an der Stelle, wo der Neip sein Bein umklammert hatte, schien die Zirkulation aufgehört zu haben. Auch unter den Rippen, wo er einen Schlag hatte hinnehmen müssen, machte sich ein glühender Schmerz bemerkbar.

Und dann wurde ihm plötzlich klar, daß der Neip bisher nur diesen einen Schlag angebracht hatte!

*Ein Schlag, ein Griff,* dachte Stanton erstaunt. *Im übrigen tun mir nur die Knöchel weh!*

Der Neip griff erneut an, dann sprang er hoch und ver-

suchte, Stantons Gesicht mit den ersten beiden Händen zu erreichen. Die zweiten und dritten Paare setzten zu Körperschlägen an. Das letzte Paar stieß ihn vom Boden ab.

Stanton trat einen Schritt zurück und schlug eine lange, harte Rechte, mit der er den Neip genau unter dem Kinn traf, wo seine Kehle gewesen wäre, hätte es sich um einen menschlichen Gegner gehandelt.

Der Neip flog in weitem Bogen zurück und landete flach auf dem Rücken.

Stanton wartete, während der Neip am Boden sich schwach regte.

Der Neip rollte sich auf die Seite und kauerte auf allen acht. Seine violetten Augen beobachteten Stanton, aber dieser vermochte in dem fremden Gesicht keinen Ausdruck zu entdecken.

*»Du hast nicht getötet.«*

Einen Augenblick lang konnte Stanton kaum glauben, daß diese zischende, gutturale Stimme vom Neip kam.

*»Du hast nicht einmal versucht, zu töten.«*

*»Ich habe nicht die Absicht«,* sagte Stanton gelassen.

*»Das sehe ich. Hast du ... bist du ...«* Er verstummte einen Augenblick. *»Ich finde die richtigen Worte nicht. Hältst du dich an die Gebräuche?«*

Stanton wurde von einer Welle des Triumphes überspült. George Yoritomo hatte geahnt, daß es dazu kommen würde!

*»Wenn ich Sie töten muß«,* erklärte Stanton vorsichtig, *»werde ich Ihnen persönlich alle Ehren erweisen.«*

Der Neip sank erleichtert in sich zusammen. *»Das hat-*

*te ich gehofft. Etwas anderes war nicht denkbar. Ich habe dich im Fernsehen gesehen, und nur du konntest mir gefolgt sein.«*

Stanton seufzte innerlich. Dieser Teil der Strategie Mannheims hatte sich also auch bewährt. Dem Neip waren die für ihn bestimmten Programme und Propagandasendungen nicht entgangen.

*»Ich wußte, daß du draußen auf den Asteroiden gewesen bist«, fuhr der Neip fort. »Aber ich war der Meinung, du wolltest nur hierherkommen, um zu töten. Da du das nicht getan hast, was sind deine Gedanken, Stanley Martin?«*

*»Daß wir einander helfen sollten«, sagte Stanton.  
So einfach war das.*

Stanton saß in seinem Hotelzimmer, rauchte eine Zigarette, starrte die Wand an und dachte nach.

Er war wieder allein. All das Geschrei, aller Lärm war vorbei. Dr. Farnsworth befand sich in einem anderen Zimmer der Wohnung und entwarf seine Pläne für eine gründliche Untersuchung des Neip. Dr. George Yoritomo genoß die schönsten Stunden seines Lebens bei einer Unterhaltung mit dem Neip. Er bemühte sich, das fremde Wesen auszufragen, es dazu zu bringen, daß es von seiner Rasse und ihrer Geschichte erzählte.

Und Stanley Martin plante die nächste Phase des Unternehmens – die Vertuschung.

Stanton lächelte ein wenig. Colonel Mannheim war ein großer Planer gewesen. Man hatte nicht die winzigste Einzelheit übersehen. Manchmal wurden die Pläne dadurch unnötig kompliziert, wie es Stanton schien. Mannheim hatte versucht, jeden Eventualfall einzukalkulieren, und überdies setzte er hier und dort noch ein paar Reserven ein, für den Fall, daß etwas Unvorhergesehenes eintrat.

Alles in allem hatte die Regierung zweifellos das Richtige getan. Und mit Mannheims Ernennung hatte sie auch den richtigen Mann bestimmt.

Stanton erhob sich, ging zum Fenster und schaute auf die acht Stockwerke unter ihm liegenden Straßen Government Citys hinunter.

Was würden diese Leute unten wohl tun, wenn sie er-

führen, was mit dem Neip in Wirklichkeit geschehen war? Was würde der Normalbürger sagen, wenn er entdeckte, daß der Neip in diesem Augenblick beinahe wie ein Ehrengast der Regierung behandelt wurde? Mehr noch, was würde er sagen, wenn er argwöhnte, daß der Neip – der furchtbare, mörderische Neip – im Laufe der vergangenen sechs Jahre jederzeit hätte getötet werden können?

Würde man dem einfachen Bürger jemals erklären können, daß auf lange Sicht das Wissen des Neip für die Menschheit größeren Wert besaß als das Leben von einigen Einzelpersonen?

Konnten diese Menschen dort unten, und die ihnen Gleichgearteten überall auf der Welt zu der Einsicht gebracht werden, daß der Neip nach seinen eigenen Maßstäben sich auf zivilisierte und anständige Weise benommen hatte? Konnte man ihnen jemals begreiflich machen, daß dem ungeheuren Reichtum von Informationen im Gehirn dieses Wesens zuliebe das Leben des Neip um jeden Preis hatte bewahrt werden müssen?

Oder würden sie Blut sehen wollen?

Dr. Farnsworth nahm an, daß Stanley Martin eine Geschichte über den Tod des Neip verbreiten würde – eine sorgsam konstruierte Geschichte darüber, wie Stanley Martin das Wesen gefunden, wie die Polizei es dann getötet hatte. Vielleicht würde man der Schaulust der Menge eine nachmodellierte Leiche offerieren. Vielleicht hatte Farnsworth recht. Aber Stanton wurde das Gefühl nicht los, daß Martin und George Yoritomo andere Trümpfe in der Hand hielten.

Das Telefon summte. Stanton ging zum Tisch, drückte

die Empfangstaste und sah George Yoritomos Gesicht auf dem Bildschirm auftauchen.

»Bart! Ich hatte eben das Vergnügen, die Filmaufzeichnung von Ihrem Kampf mit unserem Freund, dem Neip, zu sehen! Unglaublich! Ich habe das Original natürlich auf dem Bildschirm verfolgt, aber ich mußte mir die Filme ansehen. Ich wollte Zeitlupenaufnahmen haben, damit ich beurteilen konnte, was wirklich geschehen war. Phantastisch, Ihre Rechte! So!« Er führte Schattenboxen vor.

»Ach, halb so schlimm«, sagte Stanton gedehnt. »Ich hab' nur kurz mal hingehauen, und er fiel um.«

»Gewiß! Aber solche Schläge! Im Ernst, Bart, ich möchte die Filme noch einmal laufen lassen, und Sie sollen mir sagen, was dabei in Ihnen vorgegangen ist, so gut Sie das eben können. Das wird sehr lehrreich sein.«

»Sie meinen, jetzt gleich? Ich habe eine Verabredung –«

Yoritomo winkte ab. »Nein, nein. Später. Lassen Sie sich Zeit. Ich bin aber wirklich sehr erstaunt darüber, daß Sie so mühelos gewonnen haben. Ich wußte, daß Sie gut sind, und ich war auch von Ihrem Sieg überzeugt, aber ich muß zugeben, daß ich ernstlich mit einer schweren Verletzung gerechnet hatte.«

Stanton sah auf seine bandagierten Hände hinab, spürte die schmerzenden Rippen und das Pochen des Bluterusses an seinem Oberschenkel. Obwohl es anders aussah, war er in Wirklichkeit stärker getroffen worden als der Neip. Dieser Bursche konnte wirklich etwas vertragen.

»Das Entscheidende war, daß er sich nicht an eine neue Kampfweise gewöhnen konnte, wie Sie es vor-

ausgesagt haben«, erklärte er Yoritomo. »Er bekämpfte mich wohl, wie er einen anderen Neip bekämpft hätte. Und das reichte nicht. Ich verfügte über die größere Reichweite, und ich war schneller. Außerdem kann er mit seinen Schultern keine Gerade schlagen.«

»Ich hatte den Eindruck, daß Sie mit ihm wie mit einem menschlichen Gegner gekämpft haben.«

Stanton grinste. »In gewisser Hinsicht, ja. Aber ich hatte mich nicht auf einen Plan festgelegt. Außerdem habe ich gewonnen – nicht der Neip. Nur das zählt.«

»Allerdings. Na gut, ich sage Ihnen noch Bescheid, wann wir die Filme durchnehmen können. Vielleicht morgen nachmittag?«

»Gern.«

George Yoritomo bedankte sich, und sein Gesicht verschwand vom Bildschirm.

Stanton ging zurück zum Fenster, aber diesmal sah er zum Horizont hinüber, nicht auf die Straße.

George Yoritomo hatte ihn ›Bart‹ genannt. Merkwürdig, dachte Stanton, wie schwer Gewohnheiten abzulegen sind. Yoritomo hatte von Anfang an die Wahrheit gewußt. Und jetzt wußte er auch, daß sein Schüler – oder Patient, wie immer man es nehmen wollte – die Wahrheit kannte.

*Und ich denke noch immer als Bart, dachte er. Wahrscheinlich wird das immer so sein.*

Und warum auch nicht? Warum sollte er das nicht tun? Martin Stanton existierte nicht mehr – in gewisser Beziehung hatte es ihn nie gegeben. Er war nur ein böser Traum. Er war immer ein böser Traum gewesen. Und jetzt, da der Traum vorbei war, existierte nur noch Bart.

Er erinnerte sich an George Yoritomos Erklärung.

»Nehmen Sie zwei Leute«, hatte er gesagt. »Zwei Leute, die den Genen nach identisch sind. Schädigen Sie einen davon so schwer, daß er hilf- und nutzlos ist – für sich und andere. Schädigen Sie ihn so schwer, daß er vom Tod immer nur einen Schritt entfernt ist.

Das schwache telepathische Band, das eineiige Zwillinge stets verbindet – sie denken ähnlich, heißt es –, wird unter solchen Umständen defekt.

Normalerweise findet auf beiden Seiten Nehmen und Geben statt. Ein Verstand ist so stark wie der andere, und jeder bewahrt das Gefühl seines eigenen Ichs, da die beiden verschiedenen Sinneswerkzeugsysteme verschiedene Standpunkte verleihen. Wenn aber einer der Zwillinge stark genug geschädigt wird, muß dieser telepathischen Verbindung etwas zustoßen.

Gewöhnlich zerreißt sie.

Aber die Verbindung zwischen Ihnen und Ihrem Bruder zerriß nicht. Statt dessen wurde sie zu einem Einbahn-Kanal.

Was geschieht in solchen Fällen? Der geschädigte Bruder wird zum Empfänger der Gedanken des stärkeren Bruders, um dem unerträglichen Gefängnis seines eigenen Körpers zu entinnen. Der Schwächere fühlt wie der Stärkere. Die Erfahrungen des einen werden die Erfahrungen des anderen – das aufregende Hinter-einem-Baseball-Herrennen, der Stolz, mit den Händen etwas zu leisten, die Berührung eines Mädchenmundes auf den Lippen – all dies wird zum Eigentum des Schwächeren, weil er die Gedanken des Stärkeren auffängt. Natürlich findet in um-

gekehrter Richtung kein Übergang statt. Der stärkere Bruder hat keine Möglichkeit, zu erfahren, daß jeder seiner Gedanken im Verstand des Bruders dupliziert wird.

Die Wirkung ist, daß der geschädigte Bruder zu denken aufhört. Die Gedanken in ihm sind die seines gesunden Bruders. Die Identifizierung mit dem anderen wird beinahe vollkommen.

Dem außenstehenden Beobachter erscheint der geschädigte Bruder als schizophrener Kataleptiker, abgetrennt von der Wirklichkeit. Und in gewisser Beziehung ist er das auch.«

Stanton ging zum Nachttisch am Bett, nahm eine Zigarette aus dem Päckchen, zündete sie an und starrte dem hochquirlenden Rauch nach.

*Martin wurde also ein schizophrener Kataleptiker, dachte er.*

Martins Gehirn hatte völlig zu denken aufgehört. Der ›Bart‹ in ihm hatte nicht von den unklaren Sinnesempfindungen gestört werden wollen, die ›Marts‹ Körper lieferte. Wie viele andere Schizophrene hatte Martin in einer kleinen Welt gelebt, abgeschlossen von der wirklichen körperhaften Welt um sich herum.

Der Unterschied zwischen Martins Zustand und dem des gewöhnlichen Schizophrenen war gewesen, daß es Martins kleine Traumwelt tatsächlich gab. Sie zeigte sich als Gegenstück zu der Welt, die in dem völlig gesunden, vernünftigen Gehirn seines Bruders Bart existierte. Sie war gewachsen, hatte sich entwickelt, während Bart den einseitigen telepathischen Fluß vom stärkeren Verstand zum schwächeren in Gang gehalten hatte.

Es hatte zwei Barts gegeben – und überhaupt keinen Mart.

Aber gemeinsam hatten sie nur ein menschliches Wesen besessen. Bart Stanton war ein starker, tüchtiger, intelligenter, aktiver Mensch gewesen. Das Duplikat seines Verstandes war nur eine Aufzeichnung im Gehirn eines nutzlosen, strahlungsverbrannten Wracks.

Und dann war das neurophysikalische Institut auf den Plan getreten. Dr. Farnsworth und seine Leute hatten einen neuen Prozeß entwickelt, mit dem sich ein menschliches Wesen neu aufbauen – buchstäblich in einen Supermann verwandeln ließ. Alle Techniken hatten großartig funktioniert. Aber es gab ein großes, scheinbar unüberwindbares Hindernis. Jeder normale menschliche Körper hätte diesem Prozeß Widerstand entgegengesetzt – falls nötig, bis zum Tode –, wie ein normaler menschlicher Körper sich gegen eine Hautüberpflanzung von einem fremden Spender oder gegen eine Injektion fremden Proteins zur Wehr setzt.

Der strahlungsgeschädigte Körper Martin Stantons konnte jedoch diesen Widerstand nicht leisten. Man hatte schon seit langer Zeit gewußt, daß tiefdringende ionisierende Strahlung einen Organismus derart beeinflusste. Die Fähigkeit zum Widerstand wurde geschwächt, beinahe aufgehoben.

An Martin Stantons Körper mochte der Prozeß – vielleicht – gelingen.

Bartholomew Stanton, der nach dem Tod der Mutter Martins gesetzlicher Vormund geworden war, hatte daher die Erlaubnis zur Durchführung der Operationsreihe ge-

geben, die seinen Bruder wieder zu einem Menschen machen sollte.

Das telepathische Band mußte natürlich – für eine Zeit wenigstens – unterbrochen werden. Wenn es blieb, würde Martin nie fähig sein, für sich allein zu denken, gleichgültig, was mit seinem Körper geschehen mochte. Zum Teil konnte dieser Trennprozeß während der Behandlung an Martin durchgeführt werden – aber nur, wenn Bartholomew mitarbeitete. Er hatte getan, was von ihm verlangt worden war. Er hatte sich einer Tiefenhypnose unterzogen und darin überzeugen lassen, daß er Stanley Martin hieß, daß er sich als Stanley Martin denken mußte. Der Name ›Martin‹ war das, was der Verstand des echten Martin stets zurückweisen würde. Der Verstand wollte mit allem, was Martin hieß, nichts zu tun haben.

Dann war ›Stanley Martin‹ zu den Asteroiden hinaufgeflogen. In seinem Gehirn hatte sich überdies die Anweisung befunden, daß er unter keinen Umständen zur Erde zurückkommen oder die Suche nach dem Neip aufnehmen dürfe. Die einfache Veränderung von Namen und Umwelt hatte gerade genügt, das Band zu einer Zeit zu zerreißen, als Martins Gehirn durch Kältetherapie und Narkose aktionsunfähig gemacht worden war.

Nur das Gefühl der Identität hatte sich gehalten. Der Patient war noch ›Bart‹ – aber er sah sich jetzt gezwungen, alleine zu denken.

Mannheim hatte sie natürlich beide benutzt. Colonel Mannheim besaß die Fähigkeit, jeden erreichbaren Menschen für seine Pläne einzusetzen, auch sich selbst.

Stanton warf einen Blick auf die Uhr.

Es war fast Zeit.

Mannheim hatte nach Stanley Martin geschickt, als die Zeit für seine Rückkehr gekommen war, um den Neip mit Tatsachen zu beliefern, die ihn irreführen mußten. Eine genau bestimmte Serie von Chiffreausdrücken in der Botschaft hatte ›Stanley Martin‹ von den hypnotischen Anweisungen befreit. Er wußte jetzt, daß er Bartholomew Stanton war.

*Und ich weiß es auch*, dachte der Mann am Fenster.  
*Wir beide müssen eine Menge klarstellen.*

Jemand klopfte an die Tür.

Stanton ging durchs Zimmer und öffnete. Er bemühte sich, nicht zu denken.

Es war, als blicke er in einen Spiegel.

»Guten Tag, Bart«, sagte er.

»Guten Tag, Bart«, sagte der andere.

In diesem Augenblick wurde die telepathische Verbindung völlig wiederhergestellt. In diesem Augenblick wußten sie beide, was zuvor nur einer von ihnen gewußt hatte – daß für eine Weile der telepathische Fluß wieder in einer Richtung unterwegs gewesen war, aber diesmal in der anderen –, daß ›Stanley Martin‹ an jenem Nachmittag die Gedanken des anderen aufgefangen und den gesamten Kampf mit dem Neip miterlebt hatte. Die Befreiung von den hypnotischen Anweisungen ließ das zu.

Worte waren nicht mehr nötig.

*E duobus unum.*

Einheit bestand, ohne Verlust der Identität.

ENDE